



B r i e f e
über
I t a l i e n

geschrieben
in den Jahren 1798 und 1799
vom

Verfasser der vertraulichen Briefe
über Frankreich und Paris.

Erster Band.

Leipzig,
bey Pet. Phil. Wolf und Comp.

1802.



Der Aberglaub' in dem wir aufgewachsen
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Lessings Nathan der Weise.

V o r r e d e.

Italien gehört mit zu denjenigen Staaten Europas, über welche Reisende von allen Nationen geschrieben haben. Und doch haben sie alle zusammen genommen seine Merkwürdigkeiten entweder noch nicht erschöpft, oder sie nicht in einem solchen Lichte darzustellen gewußt, daß wenigstens der grössere Theil von denjenigen, die dieses seltene Land besucht haben, die Richtigkeit der davon gegebenen Beschreibungen eingestanden hätte.

Die Ursache dieser Unvollständigkeit und Verschiedenheit in den darüber ertheilten Nachrichten liegt nicht allemal im Mangel an Aufmerksamkeit und noch weniger in vorsetzlichen Verstellungen. Die große Mannigfaltigkeit der in Italien zu beobachtenden Gegenstände und der Standpunkt, von welchem man sie betrachtet, sind hinreichend, um jedem später Reisenden noch immer etwas darüber nachzutragen zu liefern. Zwar giebt es auch einige Werke über Italien, in welchen man alles zusammen zu drängen gesucht hat, was sich darüber sagen läßt. Allein eben wegen dieser ausgedehnten Weitläufigkeit verschaffen sie entweder keine unterhaltende Lektüre, oder haben doch den Werth nicht mehr, welchen sie zur Zeit ihrer Erscheinung hatten. Darunter

zähle ich besonders Cochins voyage pittoresque und Lalande's und Volkmann's Reisen, die indessen als Nachweiser über den ehemaligen Zustand Italiens von der größten Wichtigkeit auch dann noch bleiben werden, wenn keine Spur mehr von denjenigen Verhältnissen übrig seyn wird, von welchen sie sehr umständliche Nachrichten ertheilt haben.

Die politischen Verfassungen der verschiedenen Staaten Italiens, ihre Volksmenge, ihre Industrie, ihren Handel und ihre Reichthümer kennen wir durch mehrere statistische und geographische Werke, die zu verschiedenen Epochen, besonders in Deutschland erschienen sind. Auch von der außerordentlich großen Menge Kunstwerke und Alterthümer, die über dieses mit jeder Schönheit so reichlich be-

was läßt sich nicht erst von einer Begebenheit erwarten, welche die Menschheit um ein ganzes Sekulum entweder vorrückt oder zurück schleudert.

In dieser höchst merkwürdigen Krisis sah ich Italien und war bemüht, den Menschen, weit mehr, wie jeden andern Gegenstand, zu beobachten. Da ich vermöge der Stelle, welche ich bei der französischen Armee bekleidete, grössere Gelegenheit als hundert andere Reisende gehabt habe, den Lauf der Begebenheiten in der Nähe zu verfolgen, so darf ich gewiss auch auf grössere Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Indessen ist es meine Absicht nicht, in diesen Briefen eine vollständige Geschichte davon zu entwerfen; dazu sind sie noch nicht reif genug. Aber Beiträge wollte ich dazu liefern und das

Publikum überhaupt mit einzelnen Vorfällenheiten und ihren Triebfedern bekannt machen, die wegen des dichten Schleiers, den man darüber zu decken bemüht gewesen ist, bis jetzt noch immer nur unvollständig gekannt seyn müssen.

Unterhalten war aber auch diesmal, wenn nicht der einzige, doch der Hauptzweck bei meiner Arbeit, und um ihn zu erreichen, habe ich geglaubt, alles daraus weglassen zu dürfen, was nicht dazu geeignet war, und darinn aufzunehmen, wovon ich mir diese Wirkung versprechen konnte. — Sollte man, — woran ich nicht zweifele, — Nachlässigkeiten in der Ausführung entdecken, so bitte ich, sie damit zu entschuldigen, daß die Briefe dieses ersten Bandes so zu sagen unter dem Donner der Kanonen, im Felde und als

meine einzige Erholung in einem der merkwürdigsten Feldzüge geordnet worden sind. — Meine Wünsche werden nur dann erfüllt seyn, wenn sie die nehmliche gute Aufnahme beim Publikum finden, welche es meinen Briefen über Frankreich und Paris geschenkt hat, und bei den Kunstrichtern die Nachsicht, mit welcher sie jene beurtheilt haben.

Leipzig

im März 1801.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Erster Brief.

Seite

Ursachen der Reise. — Schweizerrevolu-
 tion — Mangel an Ruhe und Stille
 in der Schweiz. — Souverainitäts-
 schwindel der Schweizer — Auflö-
 sung aller Gesellschaften — Zweck
 der Reise — die neuen Republiken
 beobachten — Natur und Kunst. — 1

Zweiter Brief.

Seite

Nachtrag über Genf. — Abreise aus dem
 Waatlande — Versoix — Ankunft
 in Genf — Französische Garnison —
 Mismuth der Einwohner — Einge-
 bildete Wichtigkeit der Republik
 Genf — Ihre Bedeutenheit in mora-
 lischer Rücksicht — Talente der
 Genfer für politische Geschäfte —
 Ihr Einfluss auf die französische Re-
 volution. — Feinde derselben —
Mallet du Pan. — Handel von
 Genf — Einschränkungen der Ein-
 wohner — Aufenthalt der Reichen
 auf dem Lande — Gegenden um
 Genf — St. Jean.

23

Dritter Brief.

Aufklärung in Genf — Gute Schulen —
 Gelehrten — *Saussure* — *Pre-
 vot* — *Pictet* — Britische

Bibliothek — Genfer Künstler —
 La Rive — St. Ours — Ge-
 mälldesammlung des Herrn Tron-
 chin — Liotard. — 47

Vierter Brief.

Geschichte der Einverleibung Genfs. —
 Ursachen derselben — Zwangsmittel
 dazu. — Erste Eröffnung des fran-
 zösischen Residenten — Geflogene
 Unterhandlung mit ihm — Besitz-
 nahme von Genf durch französische
 Truppen — Unterzeichnung des Ein-
 verleibungsaktes — Gültigkeit des-
 selben. 61

Fünfter Brief.

Aristokratie der Genfer — Natürlicher
 Auszeichnungstrieb des Menschen —
 Aristokratie in Republiken — Ab.

reise von Genf — Carouge —
 Ansichten — Sion — Frangy —
 Rumelie — Bäder in Aix —
 Chambéry.

82

Sechster Brief.

Eintritt in Italien — Maurienne —
 Armuth des Landes — Kröpfe und
 Cretins — Lanslebourg —
 Arretirter Offizier — Seine Ge-
 schichte. —

107

Siebenter Brief.

Ankunft in Turin — der Cameriere —
 Uebergang über den Berg Cenis —
 Ansichten auf demselben — Schnelle
 Abwechslung der Witterung —
 Unterschied zwischen Savoyen und
 Italien — Gebet um Weihe. —

132

Achter Brief.

Seite

Novalese — Gaunerei der Einwohner —
 Brunetta — Susa — Triumph-
 bogen — der arretirt gewesene Offi-
 zier in Freiheit — Beschluß seiner
 Geschichte.

149

Neunter Brief.

St. Ambrosio — *l'Amore* — Chaus-
 see vor Turin — Das Theater Ca-
 rignan — Vorstellung in demsel-
 ben — Prinzessin Carignan. — 176

Zehnter Brief.

Das Messegehn des Königs — Aussehn
 des Königs — der Königin — Die
 Zimmer des Schlosses — die was-
 sersüchtige Frau von Douw —
 Niederländer — Italiäner — Kabi-
 nette des Königs und der Königin —

Kapelle des heiligen Schweifstn-
ches — St. Philipp — Su-
perga. —

201

— Elfter Brief.

Mangel an guten Beschreibungen von
Turin — Unzuverlässigkeit von La-
lande's Reisen — Bibliothek —
Alte Inschriften und Basreliefs —
Manuscripte — Bodoni — Mu-
seum — Medaillensammlung —
mensa isiaca — Egyptische Figu-
ren — Eine Venus von Bron-
ze — Dreifuß — Gut konservir-
tes Gehirn eines Menschen — Etru-
rische Gefäße — Joseph Bon-
zanega. —

218

— Zwölfter Brief.

Regelmäßigkeit der Stadt Turin — Schwarz-
rücke — Militair — Promenade —

Unterschied

Unterschied zwischen den Einwohnern — Genfer — Spielsucht der Piemonteser — Keine Unterhaltung aus Mangel an Bildung — *far l' amore* — Cicisbeat — Dezenz des Hofes — Messerstiche. — 235

Dreizehnter Brief.

Politische Uebersicht der Lage von Piemont. — In Ansehung Frankreichs — In Ansehung Cisalpinien und Liguriens — Insurrektionen — Verschwörung in Turin. — 253

Vierzehnter Brief.

Ankunft in Genua — Erster Anblick der Stadt — Reichthum der Provinz Asti, — Seidenbau — Bocchetta — St. Pierre d' Arena — Lage von Genua — Verlegenheit um ein

Wirthshaus — Enge Gassen —
Meinungen über die Bestimmung
der Expeditionsflotte. — 270

Funfzehnter Brief.

Pracht von Genua — Grofse Hitze —
Hafen — Transportflotte — Gröfse
von Genua — Die Kirche Carig-
nan — Der Direktorialpallast —
Die Brücke Carignan — Pallast
des Durazzo — Magdalena
von P. Veronese — Marmorne
Terrasse — Pallast der Dogen —
Gesetzgebende Rätthe — Auszug aus
einem Aufsätze der Nationalzeitung
über die gesetzgebenden Rätthe. — 285

Sechzehnter Brief.

Abfahrt der Expeditionsflotte von Ge-
nua — Eingetretene Stille und

Leere in der Stadt — Charakteristik
der Genueser — Gleichgiltigkeit ge-
gen ihre Frauen — Servente —
Galanterie und Wollust der Weiber. 306

Siebzehnter Brief.

Kleinlicher Stolz der Genueser — Pracht-
liebe — Keine wichtige Schulan-
stalten — Annonciata — St. Am-
brosio — Delle Vigne —
Spitäler — Theater — La Moli-
nara — Diana und Endy-
mion — Indezenz dieses Bal-
lets.

324

Achtzehnter Brief.

Politische Uebersicht der Lage von Ge-
nua — Ursachen der vorjährigen
Revolution. — Pallavicini —
Sera — Freiheit und Fanatis.

mus — Note des französischen
Gesandten wegen der päpstlichen
Bullen — Untüchtigkeit der Repre-
sentanten und Direktoren — Unzu-
friedenheit der verschiedenen Klas-
sen mit Frankreich und der Revolu-
tion. — Pöbel.

347

Briefe

xx
B r i e f e

über

I t a l i e n.

Erster Theil.

Erster Brief.

*Aus der Schweiz den 20. April
1798.*

Endlich, theurer Freund, ist es mir gelungen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, alle Hindernisse beiseite zu räumen, die sich meiner Reise nach Italien entgegen gethürmt hatten. — In einigen Tagen gehe ich nach Genf ab und in kurzem hoffe ich das Vergnügen zu haben, Ihnen aus dem Lande zu schreiben, dessen nunmehrige politische Lage eben so viel Stoff zu Bemerkungen anbieten muß, als ehemals seine Schätze an Kunstsachen und Alterthümern.

Ehe ich Ihnen jedoch von dem Erfolg meiner bevorstehenden Reise Rechenschaft ablege, so muß ich Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich Sie mit den Ursachen bekannt mache.

welche mich vorzüglich bewogen haben, sie gerade jetzt zu unternehmen und Ihnen den Zweck aus einander zu setzen, den ich mir dabei vorgesteckt habe.

Sie werden mir eingestehn, daß alle groſse und merkwürdige Begebenheiten, die entweder eine Totalveränderung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse eines Volks zur Absicht haben oder es doch so sehr beschäftigen, daß ihm keine Zeit und Muſse übrig bleibt, sich mit Dingen abzugeben, die mit ihnen in keiner unmittelbaren Verbindung stehn, allezeit den nachtheiligsten Einfluß auf die Kultur der Künste und Wissenschaften hervorbringen, die Bande des gesellschaftlichen Lebens, wo nicht ganz auflösen, doch erschaffen und jede Thätigkeit ausschließen, die nicht zu ihrer Unterstützung und Beförderung oder zu ihrer Vernichtung und Hemmung abzwecket. Die Natur einer jeden Begebenheit der Art bringt diese ausschließende Theilnah-

me an derselben unausbleiblich mit sich, es wird dem Denker unmöglich, seine Aufmerksamkeit auf irgend einen andern Gegenstand zu fixiren, alle Umstände tragen dazu bei, ihn immer wieder darauf zurück zu führen und je kleiner und unbeschränkter der Zirkel ist, in welchem sie eingeschlossen ist, je vielfältiger sind ihre Berührungspunkte, je schneller ist ihr Umschwung.

Von diesem auf eine richtige Theorie gegründeten und durch häufige Erfahrungen bestätigten Grundsatz, habe ich in der Schweizer Revolution neuerdings Gelegenheit mich zu überzeugen gehabt. Sie wissen, ich liebte die Schweiz vorzüglich wegen ihrer seltenen, mannigfaltigen und majestätisch großen Naturschönheiten, wegen der Simplizität und des Biedersinns ihrer Bewohner, wegen der Einfachheit der Lebensweise in diesem sonst glücklichen Lande, und besonders wegen der Ruhe, Stille und Unbekanntheit, die hier ein

Fremder, er mochte sie aus Neigung oder durch die Umstände gezwungen suchen, weit eher wie in jedem andern Staate zu finden hoffen durfte.

Von allen diesen Vorzügen aber hat die Schweiz, seit der in derselben vorgefallenen abscheulichen Revolution, sich nur diejenigen noch zu erhalten gewußt, die allein auf den individuellen Charakter der Einwohner gegründet waren, und von allem äußern Einflusse unabhängig sind. Aber auch diese drohen der immer mehr einreißende Geist der Intrigue und die Partheisucht bald gänzlich zu vernichten. Zwar hält es gegenwärtig noch immer nicht schwer, jenen Biedersinn, jene Einfachheit der Lebensweise und Simplität, welche die Schweizer schon seit Jahrhunderten so vortheilhaft auszeichneten, zu entdecken; allein bei dem unaufhörlichen Reiben der Leidenschaften, das jetzt unter ihnen Statt findet und das nothwendig mit der

Zeit immer heftiger werden muß, darf man leider nur mit zu vieler Gewissheit erwarten, daß sie in kurzem auch diese verlieren werden. Jene Ruhe und Stille, und besonders jene glückliche Unbekanntheit, die sonst so viel Reiz für den Reisenden in derselben hatten, findet er jetzt schon nicht mehr in den anmuthigen Thälern Helvetiens, und er muß Felsen erklettern und beinahe unzugängliche Gebürge ersteigen, wenn er von der Neugierde und dem Mißtrauen nicht ereilt werden will.

Von fremden Einflüsse gefesselt, allen Leidenschaften hingegeben, aufgereggt wie das Meer, wenn es nach einer langen anhaltenden Windstille plötzlich in die heftigste Bewegung versetzt wird, und unbekannt mit den Pflichten eines aktiven Staatsbürgers und der so schweren Kunst zu regieren, schwanken die Einwohner zwischen Ordnung und Anarchie, streben nach ungewissen, oft entgegen

gesetzten Richtungen und verfallen sehr oft auf Dinge, die ihrem eigenen, wohl überlegten und richtiger abgemessenen Interesse in allen Stücken zuwider sind. Doch dieses ist nicht nur nicht zu verwundern, sondern konnte auch gar nicht ausbleiben. Wenn in einem Lande, wo es sonst kaum hunderttausend politisch freie und der Regierung fähige Bürger gab, auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, beinahe fünfmalhunderttausend hervorgebracht werden, so ist es fast unmöglich, daß der Souverainitäts-Schwindel sich nicht ihrer bemächtige, und daß sich nicht ein Jeder einbilde, mit dem Rechte zu regieren, auch die nöthigen Kenntnisse dazu erhalten zu haben.

Und davon habe ich, von dem Anfange der Revolution an, bis auf diesen Augenblick und besonders in dem kleinen Winkel des Waatlandes, der, wie Sie wissen, meine ganze Vorliebe besitzt, alle Tage Gelegenheit, die

seltensten und auffallendsten Wirkungen zu sehen. Stünde nicht zu erwarten, daß das Schauspiel, welches man auch hier aufzuführen für gut befunden hat, noch sehr tragisch endigen werde, und nähme ich geringern Antheil an dem Wohl und Weh der Schweiz, so würden mir die Widersprüche und Ausschweifungen, welche sich alle neu geschaffenen Staatsmänner hier erlauben, manchen Stoff zum Lachen und zur Satyre anbieten.

Indessen, so muß ich ihnen doch auch diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nie den Respekt für die Rechte ihrer Mitbürger und die Grundsätze der Billigkeit aus den Augen setzen. Nur die Wichtigkeit, welche sie sich geben zu müssen glauben, macht sie lächerlich, und nichts setzt sie in größere Verlegenheit, als wenn man an ihren Orakelsprüchen zu zweifeln wagt.

Die Bewohner der Schweiz haben also im Grunde bis jetzt noch wenig oder keine Ur-

sache, sich über das öffentliche Betragen ihrer neuen Magistratspersonen zu beklagen, und selbst diejenigen, welche sich für verbunden halten, den alten Regierungen mit unverbrüchlicher Treue ergeben zu bleiben und für Aristokraten gelten, dürfen sich nicht im geringsten über die Patrioten beschweren. Indessen ist und bleibt der Aufenthalt eines Fremden in einem revolutionirten Lande äußerst unangenehm, wenn er sich auch noch so sehr von aller mittelbaren oder unmittelbaren Einmischung in den Gang der Geschäfte entfernt hält.

Dieses erfuhr ich, als ich vor drei Monaten wieder ins Waatland zurück kam. Ich fand bei meiner Ankunft die Revolution schon in völligem Gange, diejenigen meiner Bekannten, die sich ehemals in der bloß gehorchenden Klasse der Bürger befunden hatten, waren aus Neigung und Ehrgeiz aus derselben herausgetreten und hatten sich zur Würde

aktiver Staatsbürger empor geschwungen; andere und ihre Anzahl war nicht gering, bedauerten den Verlust ihrer vormaligen stillen, ruhigen und, ich darf es wohl sagen, ihren Bedürfnissen angemessenen glücklichen Lage. Die einen misbilligten alles, was geschah, und verdammten, was mit ihrer Art zu urtheilen nicht übereinstimmte; die andern hingegen billigten wieder alles, was zur Beförderung des neuen Systems diene, und wenn jene sich in allgemeinen Klagen erschöpften, so wußten diese ihre Freude nicht lebhaft genug auszudrücken.

Zwischen diesen Partheien und ihren Unterabtheilungen nun stand ich, ein ruhiger kalter Zuschauer, der es sich zur Pflicht gemacht hatte, sich durchaus in nichts zu mischen, mitten inne. Da aber in solchen Momenten, wo alles Parthei nimmt, ruhige Kälte sehr leicht zu zweideutigen Auslegungen Veranlassung giebt, so ward auch ich bald

zu diesen, bald zu jenen gezählt, und galt bei den einen für einen Anhänger des alten Systems, bei den andern für einen Freund des neuen, je nachdem ich ihre Schritte zu tadeln oder zu billigen mir heraus nahm.

Doch dieser Moment der höchsten Spannung des Revolutions- und Souverainitäts-Schwindels war nur von sehr kurzer Dauer. Die Revolution nahm nicht die Richtung, welche ihr die Waatländer zu geben gewünscht hatten; statt der ihnen verheissenen Freiheit, hatten sie blos die Herren gewechselt und wurden von denen beherrscht, die sie zur Unabhängigkeit aufgerufen hatten. Diese Täuschung in ihren frohsten Erwartungen kühlte sogleich ihren Patriotismus wieder ab, und je mehr sie sich eingebildet hatten, man könne eine Revolution ohne den Nachtheil eines einzigen Bürgers zu Stande bringen, je mehr zweifelten sie jetzt schon an den Grundsätzen selbst.

An die Stelle der ersten vorübergehenden und, wie ich schon erwähnt habe, unbedeutenden Zwistigkeiten und Unruhen sind nun gegründete und ernsthaftere Veranlassungen dazu getreten; es haben Vorfällenheiten Statt gefunden, die jedes häusliche Glück verscheuchen, man zittert ob der Zukunft und es giebt keine Familie, in welcher man nicht jetzt schon den Einfluß der äußern Umstände mehr oder weniger verspürte. Um diesem so viel als möglich auszuweichen, verläßt man die Städte; wer irgend ein entferntes Landgut besitzt, eilt es zu beziehen, viele entfernen sich ganz aus dem Vaterlande und die Fremden gehen weiter oder kehren in ihre Heimath zurück, denn nun bietet ihnen die Schweiz nicht mehr dar, was sie sonst in derselben zu suchen kamen.

Alle diese Umstände und die gänzliche Auflösung aller gesellschaftlichen und Familienvereine haben auch mich bestimmt, mei-

nen Stab weiter zu setzen und ein Land zu verlassen, das eine ungeheure, schändliche Politik, Rachsucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens gebracht haben. Ich könnte dem Direktorium alles vergeben, wenn es nur die sonst so glückliche und ruhige Schweiz unangetastet gelassen hätte; aber nie, nie wird Frankreich diesen Flecken aus der Geschichte seiner Revolution zu verwischen im Stande seyn und nach Jahrhunderten, wenn der Name Robespierre sogar nicht mehr genannt werden wird, werden die nachfolgenden Geschlechter es noch der schändlichsten Ungerechtigkeit und Treulosigkeit deswegen beschuldigen.

Die jetzige Jahreszeit, in welcher die Natur alles, was sie hervorgebracht hat, zu einem neuen Leben aufruft, und ihre Pracht die durch Kunst erzeugten Reize der Städte zum Ekel macht, begünstigt dieses mein Vorhaben außerordentlich. Ein Freund und Verehrer

derselben würde es mir unmöglich gewesen seyn, ihren Anlockungen zu widerstehn, wenn mich auch die politische Lage der Schweiz nicht aufforderte, mich in ihre Arme zu werfen, und da ich Frankreich und Deutschland schon gesehen habe, sie unter Italiens schönem Himmelsstriche zu bewundern.

Daraus müssen Sie jedoch nicht schliessen, daß ich diesen Vorsatz erst jetzt gefasst habe. Schon als ich in Paris war, keimte der Wunsch in meiner Seele auf, Italiens Reichthümer und Schönheiten an Ort und Stelle zu bewundern, aber ich glaubte dazumal die Erfüllung desselben in eine Epoche verlegen zu müssen, wo ich ruhig, ungestört und ungehindert mich meiner Neigung für Alles, was Kunst und Natur dem Menschen Reizendes und Vollkommenes anzubieten im Stande sind, würde überlassen können. Allein da nach der jetzt in ganz Europa Statt findenden Gährung zu urtheilen, noch mehrere Jahre

verfließen müssen, bis die Herrschaft wahrer, Glück und Segen bringender Grundsätze in Frankreich und in allen revolutionirten Staaten auf unerschütterliche Grundpfeiler wird zurück geführt werden können, so hätte ich, wenn ich diesen Zeitpunkt hätte abwarten wollen, meine vorhabende Reise länger hinaus verschieben müssen, als es meine individuellen Verhältnisse zugelassen haben würden.

Dieser Umstand und die Revolution in der Schweiz beschleunigten also bloß die Ausführung eines Vorhabens, das ich schon längst beschlossen hatte, und das der jetzt in Italien Statt findende Friede auch besonders zu begünstigen verspricht. — Meine Absicht ist, auf die neu errichteten Republiken Ligurien und Cisalpinien eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Der erste dieser beiden Staaten spielte vor Jahrhunderten eine
sehr

sehr bedeutende Rolle unter Italiens Beherrschern, und sank mit der Zeit so sehr herab, daß mit seiner Macht auch das Gebäude seiner Verfassung der gänzlichen Auflösung sich immer mehr näherte, bis es endlich einer neuen politischen Existenz weichen mußte. — Cisalpinien kannte man ehemals nicht unter diesem Namen, mehrere in ein Ganzes zusammengeschmolzene Theile hoben es aus dem Nichts hervor, und nun nimmt es seinen Platz unter den Freistaaten ein, während daß die Herzöge von Mailand und Modena im Auslande den Verlust ihrer Einkünfte und ihrer Würden beweinen. Alle diese Erscheinungen sind zu merkwürdig, als daß sie nicht die größte Aufmerksamkeit verdienen, der Kontrast zwischen ehemals und jetzt ist zu stark, als daß er nicht den mannigfaltigsten Stoff zu Bemerkungen anbietet und alles, was seit Jahren in Italien vorgefallen, zu einzig in seiner Art, als daß es nicht in philosophischer und politi-

scher Rücksicht die seltensten Resultate hervorgebracht haben sollte.

Sollte ich aber wider Erwarten keine Ursache finden, mit meinen Beobachtungen über die politische Lage Italiens und seiner Bewohner zufrieden zu seyn, dann bleiben mir Natur und Kunst, durch welche ich gewiß hoffen darf, hinlänglichen Ersatz für Alles zu finden, was mir jene versagen können. Und in der That, durchgehen Sie das Gebiet des menschlichen Wissens und untersuchen Sie unpartheiisch alle Fächer desselben, und Sie werden finden, daß wir außer der Kunst keine einzige Wissenschaft aufstellen können, welche, so wie sie, im Stande wäre, uns für alles zu entschädigen und von allem abzu- ziehen, was in diesen Revolutionszeiten die einzige, faßt ausschließende Beschäftigung aller Stände ausmacht, ohne einem einzigen Befriedigung zu gewähren. Nie hatten wir

ein größeres Bedürfnis, einen Ruhepunkt zu finden, wo wir von dem ununterbrochenen Kampfe ausruhen und neue Kräfte zu neuem Streite sammeln könnten, als in der gegenwärtigen Epoche. Jemehr sich die Menschheit auf Irrwegen verliert, jemehr sie sich von dem Fußsteige der Philosophie entfernt, und den falschen Schimmer der Affectweisheit dem hellen Lichte der Wahrheit vorzuziehen geneigt wird, je heftiger sind ihre Anstrengungen, je schneller ist sie mit dem Bannstrahle gegen alles da, was mit ihrem Glauben nicht harmonirt, und je kühner und hartnäckiger im Kampfe, den sie zu führen sich entschlossen hat.

Aber unmöglich können der Philosoph, der Denker, der Menschenfreund Vergnügen finden, an einem Streite Theil zu nehmen, in welchem nicht die Macht der Wahrheit, sondern die Macht der physischen Kräfte dem

Kämpfe den Ausschlag giebt; in welchem die Menschheit nur mit Worten bestochen und in der That in härtere, drückendere Fesseln geschmiedet wird, wo ihre Rechte zum Deckmantel des Interesses, des Ehrgeizes und der Habsucht dienen; wo man sie zu erheben vorgiebt, um sie desto tiefer herabwürdigen zu können und wo jeder Versuch zum Widerstande als Hochverrath an den ewigen Gesetzen der Natur ausgelegt wird.

Ach! wir sind noch weit entfernt von dem Ziele, welches wir seit zehn Jahren schon zu erreichen streben und möchten auch wohl nie mehr dahin gelangen. Ich kann unsern gegenwärtigen Zustand nicht besser als mit dem Stande der Barbarei vergleichen, in welche der unschuldige Naturmensch versinkt, wenn er bei seiner Ausbildung die Richtung verfehlt, die er, um dazu zu gelangen, hätte nehmen sollen. Anstatt vorwärts zu schreiten,

scheinen alle Völker, die dieses kühne Unternehmen versucht haben, nur um so weiter von ihrem Ziele zurück geworfen worden zu seyn und ich fürchte, sie werden viel mehr Mühe haben, sich aus der Barbarei, in welche sie nun versunken sind, empor zu arbeiten, als sie gehabt hätten, wenn sie sich nur aus dem Naturstande hätten erheben sollen. Sie müssen gestehn, daß diese Aussichten im höchsten Grade traurig und niederschlagend für den Menschenfreund sind. Und doch habe ich Ihnen die Resultate, welche die Verfehlung des rechten Weges für die Menschheit nothwendig hervorbringen mußte, kaum zur Hälfte ausgemahlt. Eine Hoffnung nur bleibt uns, und diese beruht auf dem in den gegenwärtigen Zeiten ungewöhnlich schnellen Wechsel der Dinge, der mehr wie je die Zukunft zu erspähen verbietet. An diese, Freund, lassen sie uns halten, wenn die Gegenwart unsern Wünschen und Neigungen

nicht entspricht, und auf sie gestützt gelassen ertragen, was wir nicht zu ändern vermögen.

Ehe ich die Schweiz verlasse, erhalten Sie noch Nachrichten von mir.

Zweiter Brief.

Genf den 24. April.

Da dieses wahrscheinlich das letzte Mal ist, daß ich mich in Genf befinde, so erlauben Sie, würdiger Freund, daß ich Sie auch noch mit denjenigen Vorzügen dieser Stadt bekannt mache, welche ich zur Zeit, als ich Gelegenheit, sie alle Tage zu besuchen, hatte, übergangen bin. Wenn man im Begriffe steht, sich von einem Gegenstande, den man lieb gewonnen hat, auf immer zu trennen, so erscheint nichts mehr gleichgiltig an ihm, alles erhält einen höhern und größern Werth in unsern Augen, und worüber wir vorher leichtsinnig weggesehen hatten, das suchen wir in der Stunde des Scheidens nur um so fester unserm Gedächtniß einzuprägen.

Dieser Hang des menschlichen Herzens, vermöge welchem wir allezeit einen höhern Werth auf diejenigen Dinge legen, die wir entweder schon verloren haben oder so eben aufzugeben im Begriffe stehn, sey meine Entschuldigung, wenn ich Ihnen über Genf wenig neues mehr sage oder sie von unbedeutenden Kleinigkeiten unterhalte. Ich gestehe es, daß ich in diesem Falle mich ganz auf Ihre Nachsicht verlasse und mir schmeichele, daß Sie einen Fehler verzeihen werden, dessen Quelle so rein ist, daß Sie ihm unmöglich Ihren Beifall versagen können.

Um den letzten schönen Frühlingsmorgen, den ich an dem Ufer des Genfersees verleben sollte, recht zu genießen, und keinen seiner Reize zu verlieren; verließ ich sogleich nach Sonnenaufgang meine mir ewig theuere und unvergeßliche Wohnung und verfolgte zu Fuß den Weg, der nach Genf führt. Bei jedem Schritte, den ich that, drängten sich die

Bilder der Vergangenheit in meinem Gedächtniß lebhaft hervor, bei jedem Fufssteig, den ich zu meiner Rechten oder Linken liegen liefs, wurden angenehme Erinnerungen in mir geweckt; bei jeder Krümmung des Sees, bei jedem Stein, der über die Fläche des Wassers hervorragte, blieb ich stehn und dachte den Zeiten nach, wo ich bald einsam, bald in munterer Gesellschaft, die reizendsten Augenblicke verlebt hatte. Berge und Thäler, Wiesen, Felder und Bäume, mit einem Worte, alle Gegenstände, die ich mit meinen Blicken erreichen konnte, durfte ich zu denen Freunden zählen, die wir lange gekannt haben, und von welchen wir uns nicht anders als ungern und mit dem Wunsche, sie bald wieder zu sehen, trennen.

Diese Rückerinnerungen wirkten so lebhaft auf mich, dafs ich den rauhen und kalten Nordwind, der, von Lausanne her, den See in die heftigste Bewegung setzte, kaum ge-

wahr wurde. Ich war zu sehr mit mir selbst und mit den Gegenständen, die mich umgaben, beschäftigt, als dafs ich darauf hätte merken sollen; es kam mir vor, als stünde ich an der Scheidewand, die das Bekannte von dem Unbekannten trennt, mir fiel es schwer, das eine mit dem andern zu vertauschen und ich begriff, wie der Mensch, wenn er aus dem Seyn in das Nichtseyn überschreiten soll, nur zitternd und bangend in die dunkle Nacht der Vernichtung alles dessen, was bis dahin seine ganze Existenz ausmachte, eintreten kann.

Nahe an Coppet holte mich der Wagen ein, den ich bis nach Genf gemiethet hatte, ich stieg ein und rollte, noch immer in Gedanken vertieft, an den Ufern des Sees hin, bis Versoix. Da ich aus einem Lande kam, in welchem französische Befehlshaber für die Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Ganzen sorgen, so überhob man mich hier der Mühe,

meine Papiere vorzuzeigen. Aber den englischen Waaren spürte man dafür desto mehr nach und nicht eher, als nachdem man sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß weder ich, noch auch mein Fuhrmann Englands geheime Anhänger seyen, erlaubte man uns, unsern Weg fortzusetzen.

An der zweiten Zollkammer, bei welcher man vorbei muß, wenn man aus der Schweiz nach Genf fährt, hielt man mich gar nicht an und fragte auch nicht einmal, ob ich mehr baares Geld bei mir hätte, als nach den Gesetzen aus Frankreich mitzunehmen vergönnt ist. Diese Nachsicht konnte nur daher rühren, weil man Genf schon als einen integrirenden Theil der fränkischen Republik betrachtete: ihr hatte ich es zu verdanken, wenn ich früher vor den Thoren dieser Stadt ankam, als ich es erwartet hatte. Da ich wufste, daß französische Truppen Genf besetzt hatten, so machte ich mich darauf gefaßt, bei meinem

Eintritte in die Stadt nach neuen Formalitäten behandelt zu werden. Ich hatte mich geirrt; die französische Schildwache, die an der Brücke stand, liefs mich unaufgehalten vorbeifahren und nur der alte, mir schon längst bekannte Thorwächter kam, wie gewöhnlich, mir meinen Namen und das Wirthshaus abzufordern, in welchem ich abzustiegen gedächte.

Von dem Thore bis an das Wirthshaus, die Waage, fährt man durch einen der volkreichsten Theile der Stadt. Die Aristokraten haben ihm den Namen le Bas gegeben und zwar aus dem Grunde, weil er am Fusse der Anhöhe liegt, welche sie bewohnen, noch mehr aber, weil in St. Gervais keine vornehmen und reichen Müssiggänger, sondern lauter arbeitsame, thätige und industrievolle Bürger wohnen, und dort Beschäftigung und Unterhalt finden. Dadurch erhält dieses Viertel der Stadt ein ungewöhnlich lebhaftes An-

sehn und würde auch, ohne den Zufluß der Landleute, die hier ihre Produkte feil bieten, dem ankommenden Fremden einen ziemlich richtigen Maassstab von der Masse der Einwohner liefern.

Eben so, wie ich mich in Ansehung der französischen Wacht bei meinem Eintritte in die Stadt geirrt hatte, eben so verschieden fand ich auch die Wirklichkeit von der Idee, die ich mir, durch die allgemeine Sage verleitet, von der Stimmung der Genfer Einwohner gemacht hatte. Es war mir unmöglich, jene Freude und Zufriedenheit auf ihren Gesichtern zu lesen, die, laut französischen Zeitungsnachrichten, die Gegenwart der Helden der Rheinarmee in ihnen bewirkt haben sollte. Ich bemerkte vielmehr Mismuth und Bestürzung an allen, die bei mir vorübergingen, die Frauen zeichneten eine gewisse Schüchternheit und Furchtsamkeit aus, die ihnen sonst nicht eigen war, und die Männer schie-

nen mir sogar mit ihrer vaterländischen National-Kokarde auf dem Hute oder auf der Brust, den neuen Ankömmlingen Trotz zu bieten.

Diese bloß im Vorbeifahren gemachten Bemerkungen waren mir jedoch noch nicht hinreichend, um irgend ein sicheres und bestimmtes Urtheil darauf zu bauen. Sogleich nach meiner Ankunft im Wirthshause eilte ich zu denen Genfern, die ich ehemals in der Schweiz gekannt hatte, und die erst seit meiner Reise nach Paris, in ihr Vaterland wieder zurückgekehrt waren. Da wir uns lange nicht gesehen hatten, und da seit unserer Trennung so viele und große Veränderungen in unsern wechselseitigen Verhältnissen vorgefallen waren, so werden Sie sich leicht denken können, daß die ersten Momente unsrer Wiedervereinigung ihnen ganz gewidmet wurden. Dafür aber fand ich in der Folge desto mehr Gelegenheit, mich von ihnen über die gegen-

wärtige kritische und höchst merkwürdige Lage ihrer Stadt umständlich unterrichten zu lassen. Ihre Mittheilungen und meine eigenen Bemerkungen sollen jedoch der Gegenstand eines besondern Briefes seyn, denn in diesen gehören durchans nur diejenigen Dinge, die mit dem heut aufgestellten System der Politik der Staaten und Völker so wenig als möglich in Verbindung stehen. Man kann der Ruhepunkte nicht zu viel haben, wo der von den Vorfällenheiten des Tages ermüdete und mismüthige und niedergeschlagene Geist ausruhen, sich erholen und neuen Muth zur Ausdauer in neuen noch unerwarteten Begebenheiten schöpfen könnte.

Die Stadt und Republik Genf nimmt unter den unabhängigen Staaten Europas einen so kleinen und unbedeutenden Rang ein, daß sie von jeher nur von ihren nächsten Nachbarn einiger Aufmerksamkeit werth gehalten wurde. Nichts desto weniger gab sie ihnen vor der

französischen Revolution schon so viel zu schaffen, als wenn sie der größte und wichtigste Freistaat gewesen wäre, und was das Sonderbarste und Auffallendste dabei war, die Kabinette von Versailles und Turin und die Regierung von Bern, betrugten sich bei allen ihren innern Streitigkeiten mit einer Schonung und Vorsicht, als wenn sie wirklich etwas von ihr zu befürchten gehabt hätten. Dadurch wurden die Genfer immer mehr in dem Wahne bestärkt, daß von ihrer Erhaltung die Unabhängigkeit der Schweiz und das Wohl Savoyens und der angrenzenden französischen Provinzen unzertrennbar sey, und ihr National-Charakter erhielt einen gewissen Stolz und Trotz, der mit ihrer Unbedeutendheit sehr seltsam kontrastirte.

Indessen so unbedeutend die Genfer Nation in politischer und statistischer Rücksicht ist, so sehr verdient sie in philosophischer, wissenschaftlicher und in Allem, was die Aufklärung

klärung und den Wohlstand eines Staats angeht und befördern kann, keine nicht geringe Aufmerksamkeit. Die Genfer Waaren und der Handel dieser Stadt mit dem Auslande sind allgemein bekannt, und wo es nur irgend etwas zu verdienen giebt, oder wo eine wichtige Spekulation zu machen ist, da wird man sehr häufig finden, daß Genfer entweder an ihrer Spitze stehn oder doch daran Theil nehmen. Aber nicht nur in der Kunst sich Reichthümer zu erwerben, sind sie geschickt, sie besitzen auch das seltene und gefährliche Talent grofse politische Unternehmungen zu leiten, und dieses üben sie nicht nur von Jugend auf in dem beschränkten Kreise ihrer Republik, sondern wagen sich auch oft mit gröfserm oder geringerem Erfolg aus demselben heraus. Ihnen hat zum Beispiele die französische Revolution ihr Entstehen und ihren Fortgang größtentheils zu verdanken. Rousseau bereitete sie durch seine Schriften vor

und legte gewissermaßen den ersten Grund dazu; Necker fing sie mit Vorbewußt oder vielleicht auch ohne es zu wollen an; Claviere setzte sie fort, Marat gab die erste Idee zu einem Systeme her, ohne dessen Annahme die Republik wohl schwerlich gegründet worden wäre, und des Nachrichters Samsons Gehülfe, sein Landsmann, vollzog die grausamen Bluturtheile, die er in seiner Wuth ausgesprochen hatte.

Wenn man diese Männer, als Häupter verschiedener in dem Laufe der Revolution Statt gefundenen Faktionen gelten läßt, so kann man wirklich mit einigem Recht behaupten, daß die Genfer dieses große politische Phänomen hervorgebracht haben. Es kommt jetzt nur noch darauf an, ob sie es auch durchsetzen und beenden werden. Ich glaube es, denn da sie nun bald einen integrierenden Theil der französischen Nation ausmachen werden, so würde ich mich gar nicht ver-

wundern, wenn ich sie in Kurzem in den beiden Räthen oder im Direktorium die Oberhand erhalten und dasjenige vollenden sähe, was Frankreich, um so glücklich zu seyn, als es vermöge seiner Reichthümer und seiner politischen Verhältnisse seyn sollte, noch für seinen Wohlstand, seine Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit zu thun übrig bleibt.

Neben diesen Beförderern der französischen Revolution und Republik hat aber auch Genf ihr mehrere sehr wichtige und unversöhnbare Feinde geliefert. Dahin gehören alle reiche und angesehene Familien dieser Stadt, die der ehemaligen Regierung Frankreichs ihre Schätze anvertraut haben. So lange man mit der Bezahlung der Leibrenten noch nicht inne hielt, ließen sie sich das Vorgefallene so ziemlich einerlei seyn; aber als dieses geschah, da fluchten sie dem Umsturz der alten Verfassung und fanden ein Vergnügen und Beruhigung

darin, sich laut und öffentlich gegen alles zu erklären, was mit ihrer Art zu sehen und zu urtheilen, oder vielmehr mit ihrem Interesse im Widerspruch stand. Doch diese Klasse der reichen Müssiggänger würde nie die Aufmerksamkeit der französischen Regierung erregt haben, wenn sich nicht Männer zu ihrer Parthei geschlagen hätten, die vermöge ihrer Verbindungen und ihrer ausgebreiteten Staats- und wissenschaftlichen Kenntnisse im Stande waren, sich auf den Gang der Revolution einen wichtigen Einfluss zu verschaffen. Der berühmte und auch in Deutschland sehr bekannte Professor Mallet du Pan stand als Schriftsteller an ihrer Spitze und muß von dem Direktorium für sehr gefährlich gehalten worden seyn, weil es seine Entfernung aus dem Kanton Bern, wo er in sehr genauer Verbindung mit dem englischen Gesandten Wickham lebte, mehrmals sehr nachdrücklich verlangt hat. Noch schädlicher aber als

dieser, war und ist noch der französischen Revolution der Einfluss, welchen sich mehrere Genfer auf das Kabinet von St. James zu verschaffen gewußt haben sollen. So viel ist gewiß, daß einer von Pitts vertrauten Geheimschreibern ein Genfer ist und die Familie Thelsson in London, wegen ihren außerordentlichen Reichthümern, sehr viel zum Nachtheil Frankreichs beizutragen im Stande seyn muß.

Nach dieser Ausschweifung über die Geschicklichkeit der Genfer zur Leitung wichtiger, politischer Unternehmungen, kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Zwecke zurück. — Was ich Ihnen schon bei einer andern Gelegenheit über den gegenwärtigen Zustand des Handels der Stadt Genf gesagt habe, kann ich hier nur bestätigen. Es findet jetzt gar kein Verhältniß mehr zwischen seinem ehemaligen Flor und nunmehrigen Verfall Statt; hunderte von Fabrikanten, die sonst hier Ar-

beit und Unterhalt fanden, gehen müßig herum und verzehren, was sie in bessern Zeiten verdient haben; die Eigenthümer der Fabriken und Mannufakturen klagen über Mangel an Absatz und der Kaufmann und Wechsler sehen sich völlig außer Stande, irgend ein beträchtliches und sicheres Geschäft zu machen. Dadurch haben die Einwohner schon ein gewisses Ansehen von Mismuth und Unzufriedenheit erhalten, das durch die gegenwärtige politische Krisis noch immer mehr zunimmt, und sich gewiß auch nicht so bald wieder verlieren wird.

Und doch hat Genf noch unendlich mehr Ressourcen, als keine der Städte in der Schweiz, deren Verfassung, Gewerbe und Handel durch die Revolution nun auch entweder schon gänzlich vernichtet worden sind, oder doch nächstens dieses Schicksal befürchten müssen. Die reichen Aristokraten, die seit 1794 an den Ufern des Sees im Waatlande

gewohnt hatten, sind vor ungefähr einem Jahre meist alle wieder in ihr Vaterland zurück gekehrt, und dadurch ist der Stadt ein Gewinn zugewandt worden, der unter den jetzigen Umständen für die arbeitende Klasse der Einwohner keinesweges gleichgiltig ist. Und dennoch ist es fast unmöglich, die allgemein überhand genommene Armuth und den Verfall des Handels und Gewerbes nicht zu bemerken. Ehemals war es keine Seltenheit, von den zuströmenden Wagen in den Strafsen aufgehalten zu werden, jetzt bleibt Jedermann verwundert stehn, wenn sich ein Genfer in der Stadt in einem Wagen zeigt. Ein Fremder, der sich vor dem Ruin der Reichen hier aufhielt, hatte nie Zeit genug übrig, um allen Festen und Lustbarkeiten beizuwohnen, die man ihm zu Ehren oder um sich unter einander zu vergnügen, gab. Heute hört man kaum davon sprechen und wenn es geschieht, so sucht man durch die Erinnerung

der vergangenen Zeiten zu ersetzen, was die Gegenwart in der Wirklichkeit darzustellen verbeut.

Die ehemaligen Reichen leben daher auch mehrentheils beinahe zwei Drittheile des Jahres auf ihren Landhäusern und verzehren da, ohne allen Prunk und Aufwand, die Ueberbleibsel eines zertrümmerten grossen Vermögens. Hier muss man sie jetzt auch in den Jahreszeiten schon aufsuchen, in welchen eigentlich der gute Ton noch nicht auf dem Lande zu leben erlaubt. Da die Gegenden um Genf wegen ihren Schönheiten und ihren Reizen einzig in ihrer Art sind, so finden sie dort einen hinlänglichen Ersatz für alle Entbehrungen, die sie sich, durch die Lage ihrer ökonomischen Verhältnisse gezwungen, gefallen lassen müssen.

Am Ausflufs der Rhone und von drei Seiten von Gebürgen eingeschlossen, hält es schwer zu entscheiden, welcher man den

Vorzug geben soll. Nach dem See hin ist die Aussicht majestätisch groß und prächtig, aber sie ist zu ausgedehnt, als daß man ihre Reize mit unbewaffnetem Auge genau unterscheiden könnte. Das nach der entgegengesetzten Seite angrenzende Frankreich ist hingegen so sehr mit Bergen und Anhöhen durchflochten, daß man nur ein reizendes Ganze, aber wenig anziehende einzelne Theile gewahr wird. Die beiden Amphitheater, die den See auf zwei Seiten einschließen und die Aussicht auf das Thal, nach welchem sich die Stadt hinneigt, und das von der Rhone und Arve bewässert wird, sind jedoch allein schon hinreichend, der Lage von Genf Schönheiten zu versichern, die der Künstler im höchsten Taumel der Begeisterung einer Landschaft nur immer geben könnte.

Da der See am Ausfluß der Rhone nur eine gemäßigte Breite hat, so kann man von der fast unscheinbaren Anhöhe, die nahe vor

den Thoren der Stadt an der rechten Seite desselben sich erhebet, Savoyens Küsten und die sie zierenden Landhäuser und Gärten mit unbewaffnetem Auge sehr leicht überblicken und jeden ihrer Reize bemerken. Sie sehen, wie hier eine ländliche Wohnung sich an die andere anschliesst und über Gärten und Wiesen hin, an die spiegelhelle Fläche führt, auf welcher sich alle Gegenstände, die sie bescheinen, abdrücken. Der Kahn, der auf derselben leicht hinschaukelt, und sich fast unbemerkt bewegt, hat eine seiner Höhe angemessene Tiefe, und die Spitzen der Alpen berühren mit ihren Gipfeln den sandigen Grund des Lemann. Am Ufer begrenzen ihn reich bewachsene Wiesen und Felder oder sprossende Weinreben, auf dem zweiten Abhange locken dickbelaubte Kastanienbäume und schattigte Landhäuser freundlich zum Niedersitzen ein; höher hinauf wechseln Kornfelder mit Gärten ab, und das Ganze schliessen

nackte Felsen oder traurige Fichtenwälder, die sich bis an die höchsten Gipfel der Alpen hinziehen.

Die Aussicht ist nach dem Standpunkte, den man wählt, mehr oder weniger abwechselnd und bietet bald einzelne Scenen, bald das ganze Gemählde, welches der See mit seinen beiderseitigen Ufern bildet, dar. Nichts ist überraschender, als wenn man eine Zeit lang zwischen hohen und dunkeln Kastanienalleen fortgegangen ist und bei der geringsten Wendung oder am Ende derselben, die reizendste Landschaft vor sich liegen sieht, die Kunst und Natur darzustellen vermögen. Dieser Genuß wurde mir gewehrt, als ich nach einem freundschaftlichen Mittagsmahl, das ich in einem der schönsten Landhäuser in der Nähe von Genf eingenommen hatte, mit seinen lebenswürdigen Besitzern nach St. Jean lustwandelte. — Dieses von dem französischen Residenten ehemals bewohnte Landhaus liegt

an dem steilen Abhange einer Anhöhe, an deren Fusse die Rhone hinfließt. Um dahin zu gelangen, muß man mehrere schmale und enge Feldwege zurücklegen, auf welchen man nicht nur nicht die geringste Aussicht hat, sondern auch sehr unbequem geht, und alle Augenblicke in Gefahr geräth, an den Disteln und Dornenhecken, die zu beiden Seiten desselben sind, hängen zu bleiben. Aber wenn man sich glücklich hindurch gewunden und die Spitze der Anhöhe hinter dem Garten erreicht hat, so vergißt man augenblicklich die überstandene Mühe und überzeugt sich, daß man den dadurch erhaltenen Genuß nicht zu theuer erkaufte hat. — Eine mälsige Ebene aus Wiesen und Gärten bestehend, und mit dem schönsten Grün bedeckt, macht die Hauptscene dieser unvergleichlichen Landschaft aus. Links übersieht man die Stadt Genf, die wegen ihrer amphitheatralischen Lage von hier um so größer und ehrwürdiger

erscheint; hinter derselben erblickt man den See und zu beiden Seiten seine reizenden und mannigfaltigen Ufer. Vorwärts dem Standpunkte gegen über, welchen ich als den geschicktesten und besten, um das Ganze zu übersehn, angegeben habe, liegt Pleinpalais, eine Art Vorstadt von Genf, und Carouge, eine noch kleine, regelmässige und vor Kurzem erst neu angelegte Stadt im Mont-Blanc Departement. Beide begrenzen grössere und kleinere Berge und scheinen sich an diejenigen anzuschliessen, die das Thal zur Rechten umgeben und nur eine geringe Oeffnung lassen, zwischen welcher sich die Rhone und Arve, die es von zwei Seiten bewässern, nach ihrem Zusammenfluss vor den Blicken des neugierigen Beobachters verbergen.

Dergleichen Standpunkte und Ansichten giebt es in der Nähe von Genf sehr viele, und wenn man sich die Mühe giebt, die Berge zu besteigen, die es von zwei oder drei

Seiten umgeben, so werden sie noch mannigfaltiger und mehr oder weniger reizender und anziehender. Ich kann von Ihnen nicht fordern, daß Sie mich auf allen meinen Exkursionen begleiten und so groß auch der Genuß ist, den sie gewähren, so sind sie doch von der andern Seite sehr ermüdend und verlieren in der Beschreibung. Ueberdies so hoffe ich noch oft Gelegenheit zu haben, Sie von Naturschönheiten zu unterhalten, denn nächst der Schweiz halte ich dafür, daß Italien das einzige Land ist, das sie in eben so großer Menge und mit gleich seltenen Reizen vereint, anbieten muß.

Dritter Brief.

Genf den 26. April.

Da es nicht meine Absicht ist, Ihnen die Resultate von meinen statistischen und topographischen Bemerkungen vorzulegen, so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich entweder leicht darüber hinweg gleite oder diesen Gegenstand ganz und gar nicht berühre. Ich weiß überdies, das es Ihnen auch wenig darum zu thun ist, die Stärke und Schwäche eines Staats, seine Produkte, seine Hülfquellen und den Zustand seiner Finanzen nach allen Details von mir kennen zu lernen. Aber darauf legen Sie einen viel größern Werth, den Grad der Aufklärung eines Volks und seine Meinung über die Vorfällenheiten des Tages zu erforschen; es ist Ihnen weit mehr

daran gelegen, sein Betragen bei allen unter seinen Augen vorfallenden politischen und religiösen Veränderungen zu bemerken und überhaupt mit Allem bekannt zu werden, was den eigenthümlichen Charakter einer Nation, ihre Handelsweise und den ihr zukommenden Grad der Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften bestimmt und ausmacht.

Hierin nun hat Genf einen entschiedenen Vorzug vor allen andern Städten von gleicher Grösse und Bevölkerung, ja es wird gewiss wenig grössere und volkreichere geben, die eine so ansehnliche Masse von Kenntnissen und Licht aufzuweisen haben, als sie. Die Schulanstalten dieser Republik, ob sie gleich noch ganz nach dem alten System eingerichtet sind, haben nichts desto weniger so viel Vortreffliches an sich, dafs aus ihren Kollegien mehrere grosse und viele geschickte Männer hervorgegangen sind. Es giebt wenig Genfer,
sie

sie seyen Künstler oder Kaufleute, die nicht in ihrer Jugend alle Klassen durchgangen und sich dadurch die Liebe zu den Wissenschaften so zu eigen gemacht hätten, daß sie auch nach vollbrachten Schulstudien noch Vergnügen an denselben finden. Man trifft daher in allen Gesellschaften Männer an, die in keinem Fache der Litteratur fremd sind und über alles, wenn nicht gründlich, doch oberflächlich und je nachdem es der Ton derselben erfordert, zu sprechen wissen. Die mehr als demokratische Verfassung ihrer Republik und die verschiedenen Erschütterungen, die sie in den letzten Jahren von Aussen und von Innen erlitten, hat sie bewogen, sich mit der Staatsökonomie und Politik mehr wie je abzugeben; man hört daher auch jetzt die darauf Bezug habenden Gegenstände beinahe in allen Gesellschaften abhandeln, und es ist erstaunenswürdig, mit welchem richtigen und sichern Scharfblick sich Kaufleute und Fabri-

kanten über die wichtigsten Punkte derselben ausdrücken.

Aber die Masse der Gelehrten hat hingegen in der letzten Epoche eher ab- als zugenommen, obschon im Auslande sich noch mehrere berühmte und gelehrte Genfer befinden. Der verdienstvolle Professor Saussure gehört zu denjenigen Männern, die ihre Laufbahn zurück gelegt und über welche das Publikum schon abgesprochen hat. Sein Werk über die Alpen ist das vollkommenste, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist und hätte er auch nichts weiter, als seine Reise auf den Mont-blanc gethan, so würde er schon deswegen einen ganz vorzüglichen Rang unter den Gelehrten unsrer Zeit verdienen. Aber er hat noch andere Vorzüge, die ihm in den Augen des Freundes der Wissenschaften und der Menschheit einen ganz besondern Werth geben, und der ihm bleiben wird, wenn auch das Gute, das er gestiftet

hat, schon unendlich modificirt seyn wird. Genf verdankt ihm ein sehr seltenes und vollständiges Naturalien-Kabinet, das seine Söhne den Fremden zu zeigen, sich ein Vergnügen machen. Ihn selbst, den Vater Saussure, bekommt man jetzt nur zufälliger Weise zu sprechen, seine Reisen und andere Anstrengungen haben seine Gesundheit so sehr untergraben, daß er nur selten im Stande ist, Fremde bei sich aufzunehmen und fast nie in der Stadt wohnt.

Seit der Revolution von 1794 haben Mallet du Pan, Sennebier und andere verdienstvolle und gelehrte Genfer ihr Vaterland nicht mehr wiedergesehn. Einige fanden die neu aufgestellten Principien mit ihrer Art zu sehen und zu urtheilen so widersprechend, daß es ihnen unmöglich ward, sich ihnen zu unterwerfen; andere waren durch den jakobinischen Pöbel beinahe ihres ganzen Vermögens beraubt worden und da sie nun nicht

mehr, wie ehemals, bequem und gemächlich in Genf leben konnten, so zogen sie eine stille Unbekanntheit in der Schweiz, dem Aufenthalte in ihrem Vaterlande vor. Von den zurück gebliebenen Gelehrten verdienen der Professor Prévot, Pictet, und seine Mitarbeiter an der brittischen Bibliothek einen Platz in diesem Briefe. Ersterer ist im Auslande durch seine Uebersetzung der Alten bekannt und in Genf schätzt man ihn als vor trefflichen Pädagogen, Freund und Philantropen. Herr Pictet, durch die Umstände gezwungen, unternahm eine Arbeit, durch welche er sich die verlorne Gemächlichkeit wieder zu verschaffen hoffte, fehlte aber in dem Plan, den er dazu entwarf und seit einiger Zeit auch wirklich ausführt. Der gegenwärtige Zustand der englischen Litteratur ist von der Art, daß er unmöglich mit der Anzeige und Auseinandersetzung ihrer Produkte, monatlich zwei Hefte von acht bis zwölf Bogen

anfüllen kann, ohne Schriften darin anzuführen, die entweder ganz und gar keinen Werth haben oder in einem, auch dem weitläufigsten Auszuge doch nur unvollständig beurtheilt werden können, und eben deswegen weder Unterhaltung noch Belehrung verschaffen. Ueberdies so hat jetzt die Politik in London eben so gut, wie in Paris oder in Deutschland, sich aller Köpfe bemeistert und es erscheinen gegenwärtig wenig wichtige Werke in England, die nicht mit ihr in einer engern oder weitläufigern Verbindung ständen. Nun aber befindet sich die französische Nation jetzt in einer Stimmung, die Allem, was aus England kommt, nichts weniger als vorthellhaft ist, und die Regierung, die nichts unterläßt, um den Nationalhafs immer mehr anzufachen, würde es gewifs die Herausgeber der brittischen Bibliothek schwer fühlen lassen, wenn sie treu und freimüthig der Engländer Raisonement über die an der Tagesordnung be-

findlichen Gegenstände der Politik wiedergäben.

Wenn sich also Herr Pictet blos auf die englische Litteratur beschränkte, so liefs er sich entweder durch die allen Genfern eigene Vorliebe für diese Nation hinreissen oder täuschte sich über ihren Umfang und den Geschmack derjenigen, für welche er seine Arbeit bestimmte. Dieses scheint er auch wirklich selbst sehr bald eingesehn zu haben, denn in einem der ersten Hefte der brittischen Bibliothek kündigt er an, dafs er auch die deutschen Werke der Göttinger Gelehrten darin aufnehmen würde, und diese Abweichung von seinem Plane rechtfertigt er damit, dafs ihre Produkte zur englischen Litteratur gerechnet werden könnten, weil diese Universität dem Könige von England gehöre. — Diese Anzeige beweiset nur zu deutlich, wie gering er die Ausbeute derselben für sein Journal befunden haben mufs, und wenn er bis jetzt noch kein

deutsches Werk in demselben aufgenommen hat, so, glaube ich, geschah es nur deswegen, weil seine langen Abhandlungen und weitläufigen Recensionen und Analysen oft sehr unbedeutender Schriften zur Ausfüllung der nöthigen Bogenanzahl jedesmal zugereicht haben. — Die brittische Bibliothek hat in Genf und in der Schweiz den größten Absatz; in Paris und in den Departementen kennt man sie weniger; Frankreichs Schriftsteller klagen häufig über Nachlässigkeiten im Style, und eine von Provinzialismen nicht genug gereinigte Sprache.

An Künstlern hat Genf zwei Männer, auf die es stolz zu seyn, Ursache hat. La Grive und St. Ours sind Mahler, deren Verdiensten die Nachwelt weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird, als ihre Zeitgenossen. In der Gallerie, welche Herr Tronchin in seinem Landhause angelegt hat, finden sich von beiden mehrere Werke, die den großen

Künstler verrathen. La G r i v e scheint als Landschaftsmahler sich V e r n e t s Manier zum Muster genommen zu haben und wer beide nicht sehr genau kennt, wird sie schwer von einander zu unterscheiden wissen. Die nehmliche Natur und Wahrheit und eine seltene Vertheilung der Schatten und des Lichts zeichnen seine Gemälde aus, und wenn er seinem Muster nachsteht, so ist es nur allein in der Optik, aus welcher V e r n e t einen größern Vortheil zu ziehen gewußt hat. —

St. O u r s , der Grieche, lebt und webt nur in Athens schönsten Zeiten, und seine Selbsttäuschung treibt er so weit, daß er alles im Innern seiner Wohnung nach griechischer Weise eingerichtet und mit griechischen Namen belegt hat. Sein vorzüglichstes und neuestes Werk befindet sich in Herrn T r o n - c h i n s Gallerie; es stellt einen griechischen Kampfplatz vor. Mitten auf denselben stehend und von einer ungeheuren Menge Zu-

schauer umgeben, blickt der junge, schöne Athlet mit dem Stolze des Siegers nach den Richtern hin, und scheint stillschweigend ihnen den Preis abzufordern; zu seinen Füßen liegt, von ihm zu Boden gestreckt, sein Gegner. Kopf und Ausdruck des Gesichts halte ich für Kopie des Apolls von Belvedere, die Wendung desselben ist seitwärts, und nur die Stellung des Körpers vom Original verschieden. Die kurze Kleidung, welche er ihm, ich weiß nicht warum, gegeben hat, scheint ihn gehindert zu haben, den Formen jene Uebereinstimmung und Grazie zu ertheilen, die das Original so vortheilhaft auszeichnen; mit dem linken Arm hält er seinen niedergesunkenen Gegner, der rechte ist versteckt und fehlerhaft in seinen Theilen und noch mehr im Verhältnisse zum Ganzen. Zu den Seiten der Richter stehen und sitzen die Priesterinnen, von welchen eine besonders sich für den Sieger interessiren muß, und, wie es scheint, nur

mit Mühe zurück gehalten werden kann, sich ihm in die Arme zu werfen; auf ihrem Gesicht sind Liebe, Freude und die wärmste Theilnahme unverkennbar. Tiefer Ernst ruht auf den Zügen der Richter und Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit leiten ihre Aussprüche. Das versammelte Volk drückt mehr Erstaunen als Beifall aus, wahrscheinlich blieb der Sieg lange unentschieden; und der Gegner mußte kein gemeiner Kämpfer seyn. Nur der Ausdruck auf den Gesichtern ist nicht abwechselnd genug, die Bewegung der Hände ist beinahe an allen Figuren die nämliche und nur eine einzige, die nähere Ansprüche auf den Sieger zu haben scheint, drängt sich aus der Menge hervor und wird dadurch aus den übrigen herausgehoben. Die Vertheilung des Lichts kommt mir auch nicht ganz regelmässig vor, die Strahlen brechen sich nicht in graden Richtungen und berühren einige in ihrer Direktion liegende Gegenstände nicht, ohne

dafs man eine befriedigende Ursache davon angeben kann.

Diese Gallerie, die als das Eigenthum einer Privatperson nichts weniger als unbedeutend ist, enthält auch noch mehrere ganz gute Stücke aus der niederländischen und einige Werke aus der italiänischen Schule. Ich halte mich aber bei der Aufzählung derselben nicht auf, denn wenn man so wie ich, eine Reise nach Italien vor sich hat, so können sie unmöglich diejenige Aufmerksamkeit fordern, welche sie unter andern Umständen gewifs verdienen würden. Zwei Portraite, den Vater und die Mutter des gegenwärtigen Besitzers dieser Gallerie vorstellend, von dem in Wien ganz besonders bekannten und durch seine Kunst, wie durch seine Eigenheiten berühmten Liotard erlauben Sie mir jedoch zu nennen. Da ich im Waatlande schon viel von ihm gehört, aber nie Gelegenheit gehabt hatte, etwas von ihm zu sehen, so machte es mir

um so mehr Freude, hier eine Probe seines wirklich seltenen Talents zu finden. Wenn ich mich nicht sehr irre, so gehört Liotard ganz zur niederländischen Schule und muß den Van Dyk häufig studirt haben. In seinen Arbeiten erkennt man die richtigste und vollkommenste Kopie der Natur, sein Pinsel weiß meisterhaft selbst die unbedeutendsten Kleinigkeiten darzustellen, aber einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Grazie, dem Ausdruck und überhaupt im idealisch Schönen hat er nicht erreicht. Liotard ist vor einigen Jahren erst, von seinen Mitbürgern bedauert, gestorben; er trug die letzte Zeit seines Lebens keine andere als türkische Kleider, hatte sich den Bart wachsen lassen und lebte überhaupt so, wie er es in Konstantinopel gesehen und schon gethan hatte.

Vierter Brief.

Genf den 27. April.

Da meine Abreise auf morgen festgesetzt ist, so glaube ich keinen Augenblick mehr verlieren zu müssen, wenn ich mein Versprechen lösen und Sie, theuerster Freund, noch mit der gegenwärtigen höchst kritischen Lage Genfs bekannt machen will. Aus meinen vorhergehenden werden Sie schon ersehen haben, daß französische Truppen die Stadt besetzt haben, nun ist aber auch ihre Einverleibung mit der großen Republik beschlossen worden, und nie wird von nun an mehr anders als in der Geschichte des Genfer Freistaates Erwähnung geschehn.

Schon als Frankreich durch den Frieden mit dem Könige von Sardinien, den sichern

Besitz von Savoyen bestätigt erhalten hatte, konnte man mit vieler Wahrscheinlichkeit den nahen Untergang der unabhängigen Republik Genf berechnen. Durch die Revolution von 1794, von den mit ihr verbundenen Schweizer-Kantonen getrennt, der Garantie der drei benachbarten Mächte, die ihre Unabhängigkeit bis dahin aufrecht erhalten hatten, entlassen und von allen Seiten mit französischen Departementen umgeben, deren Handelsverkehr das kleine Genfer Territorium manche Hindernisse und Ungemächlichkeiten in den Weg legte, durfte die Stadt sich nicht mehr schmeicheln, daß Frankreich innerhalb seiner Grenzen noch länger einen Punkt dulden werde, der zwar nie für dasselbe gefährlich werden konnte, aber in mancher Rücksicht doch auch zu wichtigen Nachtheilen Veranlassung gab. Genf hatte noch überdies Männer in seinen Mauern, die sich durch seine Einverleibung bei dem Direktorium beliebt zu

machen hofften; die Einwohner selbst waren beständig in Partheien getheilt, die, je nachdem ihre Grundsätze waren, eine durchgreifende Veränderung in ihren politischen Verhältnissen wünschten oder fürchteten, und was mehr als alles ihren Untergang bewirkte, war einer von jenen hochtrabenden Modegrundsätzen, mit welchen man in unserm Jahrzehend um so mehr ausrichtet, je unbestimmter und willkührlicher ihre Bedeutung ist. Ein Staat im Staate ist ein politisches Ungeheuer, so heißt der Vordersatz, und gerecht, billig und nothwendig ist seine Vernichtung, der Nachsatz, der auch wirklich Genf zu einem Theile der fränkischen Republik machte.

Dieses Schicksal liefs die Genfer die vor kurzem Statt gefundene Einverleibung Mühlhausens zuerst befürchten; allein da man seit den letzten Versuchen, die im Jahr 1794 deswegen gemacht worden waren, jeden Plan zu ihrer Erneuerung gänzlich aufgegeben zu

haben schien, so glaubten sie, ruhig seyn, und sich alles von ihrer Unbedeutendheit und der Großmuth des Direktoriums versprechen zu dürfen. Diese Sicherheit aber ward bald durch die Revolution in der Schweiz und den Einmarsch der französischen Truppen ins Waatland auf eine Art gestört, die ihnen keinen Zweifel mehr über den nahen Verlust ihrer Unabhängigkeit übrig liefs.

Eine fast allgemeine und strenge Sperre ihres auswärtigen Handels sollte sie zur Annahme der Vorschläge vorbereiten, die man ihnen darüber zu machen im Sinne führte. Von allen Seiten her vereinigten sich nun in Genf die Gerüchte von der nahen Einverleibung dieser Republik und alle Vorstellungen und Bitten, die man sowohl in Paris, wie auch bei dem Residenten in Genf, deswegen und wegen der Einschränkung des Handels einlegte, blieben ohne Erfolg. In dieser Stimmung befanden sich die Gemüther, als endlich

zu Anfange Merz der französische Resident einige der angesehensten Männer aus allen Partheien zu sich rufen liefs und, nachdem er von ihnen den Widerwillen vernommen, welchen man allgemein gegen die Einverleibung hegte, ihnen freundschaftlich und im Vertrauen anrieth, sie lieber freiwillig zu verlangen, als sich zu derselben mit Gewalt zwingen zu lassen.

Diese unerwartete Eröffnung befremdete um so mehr, da man neuerdings wieder einigen Grund zu glauben erhalten hatte, als habe das Direktorium seine Plane auf Genf entweder ganz aufgegeben, oder doch auf lange hinaus aufgeschoben. Indessen konnte man nicht umhin, dem Souverain davon Bericht zu erstatten und seinen Willen darüber zu vernehmen. Von sechstausend gegenwärtigen votirenden Bürgern, stimmten dreitausend fünfihundert dafür, daß eine Kommission, aus den Mitgliedern der alten und der für das

neu angehende Konstitutionsjahr *) schon ernannten Autoritäten bestehend, ernannt und ihr die Unterhandlung mit dem französischen Gesandten, wenn er die nöthigen Vollmachten dazu habe, aufgetragen werden sollte, schärfte ihr aber ausdrücklich ein, sich nur auf diejenigen Gegenstände dabei einzulassen, die der bestehenden Unabhängigkeit der Republik nicht zuwider wären. Diese Kommission ernannte wieder aus ihrer Mitte einen engern Ausschufs und übertrug ihm, nachdem er in Eid genommen war, die nöthigen besondern Vollmachten, welche die Natur und der Zweck ihres Geschäfts erforderten.

Ein häufiger Kourierwechsel zwischen Genf und Paris, und langweilige Konferenzen mit dem französischen Residenten, in welchen nichts entschieden wurde, fanden nun Statt.

*) Das Konstitutionsjahr fing jedesmal mit dem 1. April an. A. d. V.

Dieser bestand auf die Einverleibung der Stadt und wollte von keinen andern Bedingungen hören, und der Ausschuss liefs sich alles, nur nicht den Verlust der Unabhängigkeit gefallen. Ein Monat war beinahe schon verflossen und noch war man um keinen Schritt weiter gekommen; die Handelssperre war unterdessen auch auf die Einfuhr der nöthigen Lebensmittel ausgedehnt worden, nichts wurde mehr aus Frankreich nach Genf gelassen, ja der Resident weigerte sich endlich sogar, den Bürgern die Pässe zu unterschreiben, ohne welche sie das Gebiet der französischen Republik nicht betreten, und mithin die nöthigen Reisen nicht machen konnten, zu welchen sie ihre Geschäfte so oft aufforderten.

Diese Lage der Dinge und die peinigende Ungewissheit, in welcher Jedermann wegen der Zukunft schwebte, hatten endlich die Gemüther so sehr erhitzt, dafs für die Ruhe und

Sicherheit der Stadt zu fürchten war, wenn nicht bald ihr Schicksal entschieden wurde. Die Mitglieder von der patriotischen Gesellschaft La Grille, verbargen am wenigsten ihren Widerwillen gegen Frankreich und gegen die Einverleibung; sie und alle diejenigen, die durch die letzte Revolution das Bürgerrecht erhalten oder sich bereichert hatten, wollten von gar keinem Vergleich hören und da sie wenig oder nichts zu verlieren hatten, es aufs äußerste ankommen lassen. In gemäßigtern Ausdrücken und bescheidener drückten andere patriotische Zirkel den Wunsch aus, ihre ehemalige Unabhängigkeit beibehalten zu sehen; diese Stimmung fand unter allen Klassen Statt; alle Zwistigkeiten, die sie sonst getrennt hatten, waren vor der allgemeinen Gefahr, die sie bedrohte, verschwunden; es herrschte eine Eintracht in Genf, wie man sie seit vielen Jahren nicht bemerkt hatte, und nur wenige Aristokraten wagten es, sich zum

Vortheil der ihnen vorgeschlagenen Einverleibung zu erklären.

Der Widerwillen der Genfer gegen jede Veränderung ihrer politischen Existenz war in der That auf so solide Gründe gestützt, dafs es ihnen gar nicht zu verdenken war, wenn sie sich aus allen Kräften dagegen sträubten. Im Vergleich mit ihrer Verfassung war die französische Konstitution, zu deren Annahme man sie bewegen wollte, im höchsten Grade aristokratisch, denn da, wo jeder Bürger seine Souverainitäts-Rechte unmittelbar ausüben kann, mufs die demokratische Freiheit unstreitig weit gröfser seyn, als in einer Verfassung, in welcher ihm kaum der tausendste Theil zukommt. Ferner, so zeichnet die Genfer eine ganz besondere Verehrung für ihre Religion und die gröfste Hochachtung für ihre Prediger aus. Ohne bigott und intolerant zu seyn, waren sie von jeher Anhänger eines vernünftigen und zu ihrer Be-

beruhigung nothwendigen göttlichen Dienstes, auf diesen aber glaubten sie Verzicht leisten zu müssen, wenn ihre Stadt mit Frankreich vereinigt würde, und fürchteten, dieselbe Immoralität und Irreligion, welche dort jedem guten Unternehmen die größten Hindernisse in den Weg legt, auch unter ihnen eingeführt zu sehen.

Ich will gern zugeben, daß ihre Prediger, die durch die Einverleibung ihr Ansehn und ihre Pensionen zu verlieren besorgten, sie im Geheim darin bestärkt haben mögen. Aber es ist und bleibt doch immer ein schöner Zug in ihrem National-Charakter, und den der spätere Geschichtschreiber gewiß nicht anzuführen unterlassen wird, daß sie die Religion, die sie glücklich machte, und den Glauben, der zu ihrer Beruhigung lange Zeit beigetragen, nicht leichtsinnig aufgaben, nicht ohne Sträuben von sich zu werfen, sich entschließen konnten. Ueberdies so besitzen sie ansehnliche

Gemeingüter, aus deren Ertrag die Unkosten für Schulen, Spital und andere fromme Anstalten bestritten werden, Diese aber mußten sie durch die Einverleibung ebenfalls zu verlieren befürchten, und sich eine Unterstützung entzogen sehen, deren mehrere ihrer ärmern Mitbürger im höchsten Grade bedurften. Am meisten hielten sie jedoch davon zurück, alle Arten von Requisitionen, denen sich die französische Nation im Laufe der Revolution hatte unterwerfen müssen; die Genfer Jugend fürchtete zum Militärdienst gezwungen zu werden, und alle Klassen nahmen als ausgemacht an, daß nach der Einverleibung ihr Vermögen dem Direktorium weit mehr, wie ihnen selbst angehören werde.

Diese Besorgnisse, die alle mehr oder weniger gegründet waren, wirkten auf die Genfer so stark, daß weder gute Worte noch Drohungen sie bewegen konnten, die Einverleibung, so wie man es wünschte, freiwillig

zu verlangen; sie setzten im Gegentheil etwas darein, der Nation, die alle ihre Feinde zu Boden geschmettert hatte und die nur sprechen durfte, um sogleich Gehorsam zu finden, mit einem Muthe ohne gleichen und der grössten Standhaftigkeit sich zu widersetzen. Als der französische Resident dieses sah, entschloß er sich endlich, die Stadt von Truppen besetzen zu lassen *). Den 15. April gegen zwölf

*) Gut unterrichtete Personen versichern, daß der Resident schon weit früher die Absicht gehabt haben soll, in die Stadt französisches Militair zu legen. Allein da der General Brune, der dazumal in der Schweiz noch kommandirte, mit ihm darüber nicht einverstanden war und es auch unter seiner Würde hielt, auf seine Requisition Truppen verabfolgen zu lassen, so mußte es unterbleiben. Erst nachdem der General Schauenburg das Kommando in Bern übernommen hatte,

Uhr Mittags zeigte sich vor allen drei Thoren französisches Militair, das eingelassen zu werden verlangte. Da es seit der Revolution in der Schweiz nichts ungewöhnliches war, daß Truppen durch die Stadt zogen, so machte man auch diesmal keine Schwierigkeiten, sie einzulassen. Aber denken Sie sich die Bestürzung der Genfer, als sie anstatt durch zu marschiren, sich nach dem Rathhause wandten und von den an den Thoren wachthabenden Offizieren verlangten, sie sollten ihnen ihre Posten überlassen. Da man keinen Wi-

wurden, über den Jura und im Rücken von Genf, einige Corps von der Rheinarmee nach Carouge detaschirt und diese waren es, die von der Stadt Besitz nahmen. Im Direktorium selbst befand sich eine Parthei, die der Einverleibung Genfs nicht beigestimmt hatte und daher dem Residenten seine Operationen außerordentlich erschwerte. A. d. V.

derstand gegen Gewalt zu leisten im Sinne hatte, so schickte ihnen der Syndikus von der Garnison den Befehl zu, sich zurück zu ziehen und den französischen Truppen alle Posten zu übergeben, die sie zu besetzen verlangen würden. Kaum war dieses geschehen, als der General Gayre, ein Genfer von Geburt, von Carouge mit seinem Etat-Major in vollem Gallop in die Stadt gesprengt kam und vor dem Rathhause abstieg. Die Kommission war eben versammelt und berathschlagte über einige Gegenstände der mit dem Residenten angefangenen Unterhandlung. Der französische General forderte sie auf, ihm das Zeughaus, alle Militair-Posten und die hohe Polizei der Stadt zu übergeben, und versicherte, daß er für die Erhaltung der Ordnung und Sicherheit derselben die grösste Sorge tragen würde, und seinen Truppen schon deswegen die nöthigen Befehle ertheilt habe.

Die Bestürzung nahm nun in Genf mit jedem Augenblicke zu, und die Mitglieder vom Zirkel La Grille *) schäumten außer sich vor Wuth. Man fürchtete allgemein, sie möchten sich unüberlegte und der Stadt höchst nachtheilige Schritte erlauben, und ich weiß nicht, ob es nicht wirklich geschehen wäre, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht hätte, ihren Versammlungsort sogleich zu verschließen und ihre Papiere zu versiegeln. Den zweckmäßigen Vorkehrungen des kommandirenden Generals verdankt die Stadt überhaupt die Erhaltung der Ruhe und Ordnung und heute, wo ich dieses schreibe, weiß man auch wirklich noch kein Beispiel von Ausschweifungen anzuführen, die sich der Soldat erlaubt, oder daß Jemand Ursache über das

*) Dieser Zirkel, ein politischer Klub, hat seinen Namen von dem Schilde, einem Roste, das er führt, erhalten. A. d. V.

Betragen der Offiziere, die in Privathäusern einquartiert sind, sich zu beklagen hätte. — Des Nachmittags um 5 Uhr sandte die Kommission eine Deputation an den Residenten und liefs ihm erklären, daß sie die Einverleibung beschlossen habe und mit ihm deswegen in Unterhandlung treten wolle.

Bei derselben nun wurden die Einverleibungspunkte der ehemals zur Schweiz gehörigen Stadt und Republik Mühlhausen zum Grunde gelegt, und nur in so fern abgeändert oder neue hinzugefügt, als es die Lokalitäten und die besondern Umstände, unter welchen sich Genf ergab, nöthig machten. Gestern gegen Abend wurden sie, dreizehn an der Zahl, von der Kommission unterschrieben und sogleich dem französischen Residenten, zur weitem Beförderung, überbracht. Dieser feierliche Akt, durch welchen ein alter und in moralischer, wissenschaftlicher und merkantilischer Hinsicht berühmter Freistaat aufgelöset, und

zu Grabe getragen wurde, war von Seiten der Genfer mit jener dumpfen Stille begleitet, die man gewöhnlich bei Leichenbegängnissen zu beobachten pflegt. Die französische Garnison nur allein bezeigte ihre Freude über die Verbindung mit so edeln und biedern Bürgern, eine rauschende Kriegsmusik ertönte unter den Fenstern des Kommandanten, der dem Rathhause gegen über wohnt, patriotische Lieder wurden gesungen und mit Händeklatschen und Bravorufen begleitet.

Da Sie wahrscheinlich den Einverleibungsakt bald durch die Zeitungen bekommen werden, so halte ich es für überflüssig, ihn hier einzurücken. Aber über die Natur dieses Kontraktes erlauben Sie mir einige Bemerkungen zu machen, die ich jedoch sehr gern Ihrem bessern Urtheile unterwerfe.

Wenn ich anders die Lehre von den Kontrakten richtig gefasst habe, so sind nicht nur zur Gültigkeit derselben zwei besondere kon-

trahirende Partheien erforderlich, sondern sie müssen auch als solche fort bestehen, und es muß noch überdies eine dritte denkbar seyn, die, im Falle der Nichthaltung desselben, eine von beiden Partheien dazu zwingen kann. Als die Stadt Genf mit Frankreich wegen der Einverleibung in Unterhandlung trat, so waren zwei bestimmte und von einander abgesonderte Partheien vorhanden, von welchen die eine zusagte und die andere annahm. So bald aber die Einverleibung unterzeichnet wurde, so ward durch eben diesen Akt die eine Parthei vernichtet, und ihre Selbstständigkeit mit der Selbstständigkeit der andern in eins verschmolzen; der geschlossene und unterzeichnete Kontrakt verlor mithin von diesem Augenblicke an, eine Haupteigenschaft, die zur Giltigkeit eines jeden Kontrakts unumgänglich nothwendig ist.

Von den beiden kontrahirenden Partheien blieb nur eine einzige übrig, und die andere

machte von dem Augenblicke der Unterzeichnung an einen integrierenden Theil derselben aus. Die ehemalige unabhängige Republik Genf erhielt nun Antheil an der Souverainität der französischen Nation; ihre Bürger wurden fähig französische Gesetzgeber und Vollstrecker der Gesetze zu werden, und waren ihnen in allen Stücken unterworfen, wenn sie von der Mehrheit der Repräsentanten gebilligt worden waren. Das Pariser Direktorium ist also, schon wegen der Vernichtung der einen kontrahirenden Parthei, keinesweges gehalten, den mit Genf geschlossenen Kontrakt zu erfüllen und die ehemaligen Genfer, nun aber französischen Bürger könnten sogar als dem Gesetz Ungehorsame angesehen und behandelt werden, wenn sie sich einst wegen der Nichthaltung desselben beschweren sollten. Alles was das Direktorium dem Einverleibungsakte zuwider mit Genf vorzunehmen für gut befinden könnte, ist ihm nicht nur

erlaubt, sondern wäre auch den Grundsätzen der strengsten Gerechtigkeit angemessen; denn da es der Vollstrecker der Gesetze der französischen Nation ist, und die ehemaligen Genfer nun einen integrierenden Theil derselben ausmachen, so könnte es behaupten, daß es von ihnen selbst dazu aufgefordert und bevollmächtigt worden sey.

Und bei wem wollte sich auch Genf über die Nichthaltung des Kontrakts beschweren? Bei den gesetzgebenden Räthen? Diese dürfen in dieser Sache nicht sprechen, weil sie zu gleicher Zeit Kläger, Angeklagte und Richter seyn würden. Bei einer fremden Macht? Keine hat ein Recht, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, und dieses würde sie thun, wenn sie die Klagen des einen Theils der Nation gegen den andern anhörte. — Der Einverleibungsakt ist also nach allen Grundsätzen von der Lehre der Kontrakte, von dem Augenblicke an, null und
nichtig,

nichtig, wo er mit der Unterschrift beider kontrahirenden Partheien bestätigt wurde. Ob aber das Direktorium nach den Regeln der Billigkeit und Politik ihn nicht zu halten verbunden sey, ist eine Frage, auf deren Beantwortung ich mich hier nicht einlassen mag. Darüber wird einst das Interesse entscheiden, nach welchem man heut zu Tage überhaupt, die Dauer und Giltigkeit eines Traktats zu beurtheilen übereingekommen zu seyn scheint.

Fünfter Brief.

Chambery den 1. Mai.

Gestern kam ich hier glücklich und wohlbehalten an. — Den heutigen Tag habe ich mit Besetzung der Stadt zugebracht und nun will ich, um mich auszuruhen und zu erholen, noch ein Stündchen mit Ihnen, vortrefflicher Freund, verplaudern. Mein Wirth, der ein sehr beredter und tieferfahrner Mann zu seyn scheint, hat mich beinahe den ganzen Nachmittag nicht einen Augenblick allein gelassen, denn da ich ihn nicht unhöflich abweisen wollte, so nahm er meine Geduld für Unterhaltung an und plauderte in einem fort. Manches Falsche und Unbedeutende brachte er zu Markte, aber mitunter auch Dinge und Geschichten, die ich hier, wo ich Niemand

kenne, gewiß nicht so leicht erfahren haben würde. — Vielleicht mache ich Sie zu seiner Zeit bekannt damit; jetzt muß ich Sie noch immer über Genf und meine Reise bis Chambéry unterhalten.

Da, wie Sie wissen, ich ein erklärter Feind von allen auf die Geburt nur allein gegründeten Anmaßungen bin, und diese, so wie jede andere eben so seichte Aristokratie, keinesweges leiden kann, so werden Sie gewiß vermuthen, daß ich auch diesmal wieder die Einwohner von Genf von dieser Seite beobachtet haben werde. Und dies ist in der That geschehn und ich muß gestehn, daß, so sehr ich sie übrigens schätze und liebe, sie mir in dieser Rücksicht eben so wenig, wie das erste Mal gefallen haben.

Indessen scheint die Sucht, sich auf irgendeine Art auszuzeichnen, und über andere zu erheben, gewissermaßen mit der Natur des Menschen so enge verbunden zu seyn, daß er

nur mit Mühe diesem Triebe widerstehen kann. Der Mensch ist ein geborner Aristokrat und sogar schon im hypothetischen Naturzustande, wo er nur das Gesetz der Nothwendigkeit anerkennt, ist er bemüht, sich alles zu unterwerfen, was ihn an der Befriedigung seiner Bedürfnisse hindern könnte. Im gesellschaftlichen Zustande kann er kaum seine Glieder bewegen, als er auch schon an Auszeichnungen Gefallen äußert. Das Kind dünkt sich mehr, wie andere, das schöner oder besser angezogen ist, und man bemerkt einen auffallenden Unterschied in seinem Betragen, je nachdem es geputzt oder schlecht gekleidet ist. Nichts faßt der leichtsinnige Knabe oder das spitzfindige Mädchen so leicht auf, als wenn ihnen die schwache Mutter oder die unverständige Amme von ihren Geburtsvorzügen vorschwatzen, und diese metaphysische Idee findet schon Eingang bei ihnen, wenn man noch die größte Schwierigkeit

hat, ihnen ganz sinnliche Begriffe beizubringen.

Wem die Natur Geistesvorzüge versagt hat, der sucht Reichthümer oder einen alten Familien-Namen geltend zu machen, und wer beides nicht kann, der strebt durch physische Kräfte und Vollkommenheiten sich auszuzeichnen. — Was sind die Ruhmsucht und der Ehrgeitz anders, als Modifikationen des in dem Menschen tief liegenden Auszeichnungstriebes? Und wo ist der mit Ruhm und Ehre überhäufte Mann, der, wenn er Macht und Gewalt erhält, nicht auch zugleich Aristokrat und Despot wäre. — Man muß erhabner seyn, als hinreichend ist, um für groß zu gelten, wenn der mit vollen Händen gesträute Weirauch Kopf und Herz nicht benebeln soll.

Aber so wie es eine Klasse von Menschen giebt, die sich auf eine oder die andere Art auszuzeichnen bemüht ist, so giebt es auch wieder eine andere, die ein mächtiges Bedürf-

niss fühlt, irgend Jemand über sich zu erkennen und durchaus einen Götzen haben muß, vor welchem sie niederfallen und anbeten könnte. Diese hat nur ein negatives Verdienst und scheint dazu bestimmt zu seyn, die Schatten herzugeben, durch welche jene aus dem Ganzen herausgehoben werden. Aber sie ist nichts desto weniger nothwendig, weil ohne sie manche groſse That unausgeführt, manches Talent unentwickelt bleiben würde. In der Reihe der selbstständigen Wesen zählt sie freilich nicht, aber, als Mittel betrachtet, kann man ihr nicht eine groſse Brauchbarkeit absprechen. Doch auch in dieser Klasse wird man bemerken, daß sich der Mensch auszeichnen sucht, und sollte es nur durch die Anwendung ganz außerordentlicher physischer Kräfte seyn.

Daß dieser Auszeichnungstrieb, so wie alles ursprünglich Gute und Vortreffliche, der Verschlimmerung unterworfen war und aus-

arten konnte, dem müssen wir nur allein jene lächerlichen und widersinnigen Klassifikationen zuschreiben, die in politischer Rücksicht ihr Gutes haben, aber in philosophischer unmöglich vertheidigt werden können. Weil meinen vor mehreren hundert Jahren lebenden Vorfahren eine edle Ruhmsucht zu großen Thaten anspornte, soll ich heute größere Ansprüche an den Staat machen können, als Tausende meiner Mitmenschen, die eben so wenig oder mehr, wie ich, für das allgemeine Beste gethan haben, und in moralischer Rücksicht oft weit über mir stehen. Wenn man den Adel aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so hält es wirklich schwer zu begreifen, wie man sich, ohne große persönliche Eigenschaften zu besitzen, mehr als andere damit dünken kann. Dafs er sich die mit seinem Stande verbundenen Vortheile gefallen lasse, will ich gerne zugeben, aber nur sollte es ihm nie einfallen, auf alle diejenigen verächtlich herab-

zublicken, die nicht mit ihm auf derselben Stufe stehen.

Die dem Menschen angeborne Aristokratie äußert sich jedoch in den monarchischen und sogenannten aristokratischen Staaten nicht allein, sie findet in den republikanischen und demokratischen eben sowohl Statt, nur daß sie hier einen andern und der Natur dieser Verfassungen angemessenen Weg befolgt. Dort zeichnen Namen, Titel und Bänder aus; hier giebt auf persönliche Vorzüge gegründete oder durch Intriguen erschlichene Gewalt ein Recht, sich mehr als andere zu dünken und sie zu unterdrücken. Jeder Bürger, der in einem Freistaate auf einer erhabnern Stufe als andere steht, muß mehr als groß seyn, wenn er sich nicht einbilden soll, daß diejenigen, denen er befehlen darf, etwas mehr als Maschinen seyn. Der Mensch vergift nichts leichter, als seinen ersten Stand der Erniedrigung, und gewöhnt sich an nichts schwerer

als an die Höhe, auf welche ihn der Lauf der Dinge oder das Ungefähr erhoben haben. Dadurch wird sein Eigendünkel nur um so unausstehlicher, und je mehr er sich vorher hat bücken und krümmen müssen, je stolzer und despotischer fordert er nun dieses von allen, über die er gesetzt ist.

Doch da die auf Gewalt gegründete Aristokratie in Freistaaten meistentheils nur ephemerisch ist, so ist sie eben deswegen weniger nachtheilig. Sie wird aber um so schädlicher und härter, wenn sie von Reichthümern unterstützt, Mittel findet, ihr Dauer zu verschaffen. Da es aber nur ein leichtes Gewissen oder Gelegenheit bedarf, um Schätze zusammen zu scharren, so wird man in Republiken besonders den Fall sehr oft bemerken, daß der Reiche da vorgezogen wird, wo der verdienstvolle Mann hin zu gelangen verzweifeln muß. Je verderbter überhaupt eine Nation ist, je mehr äußert sich in den Bürgern der

Auszeichnungstrieb, je gröfser ist der Werth, welchen man auf Reichthümer legt.

Die Aristokratie der Reichthümer ist daher auch eine der gefährlichsten und am schwersten auszurotten. Wendete ein jeder Privatmann seine Schätze, so wie *Cosmus*, zum Besten des Staats an, dann würde nicht der geringste Nachtheil damit verbunden seyn, allein wo dieses nicht der Fall ist, da können nur die schlimmsten Folgen für Einzelne und für das Ganze daraus entstehen. — Wenn in einem Freistaate, wie *Genf*, wo Religion und Moral auf so richtige Principien zurück geführt und jedem heilig sind, alte Familiennamen und grofse Reichthümer aus den würdigsten Bürgern Aristokraten und Verächter der niedigern oder ärmern Stände bilden konnten, was läfst sich nicht erst von einem Volke erwarten, dem das persönliche Interesse über alles geht und die Triebfeder zu allem ist.

Jene machen sich dadurch doch nur lächerlich, das müssen sie selbst eingestehen, aber sie sind auch nur dieses und bei weitem unschädlicher, als ihre Brüder in andern Staaten. Da, wie ich Ihnen schon gesagt habe, die vornehmern Genfer beinahe alle eine ganz vorzügliche Erziehung erhalten, so kann ich es ihnen keinesweges verargen, wenn sie die Gesellschaft derjenigen ihrer Mitbürger vermeiden, die mit ihnen nicht auf der nehmlichen Stufe der Ausbildung stehn. Aber wenn ich sie die Bewohner von St. Gervais verächtlich behandeln, wenn ich sie sich ihrer in diesem Theile der Stadt wohnenden Verwandten schämen und sie verleugnen sehe, dann weiß ich nicht, ob ich sie mehr bemitleiden, oder über sie lachen soll.

Doch es ist Zeit, daß ich endlich einmal mein Geschwätz über Genf abbreche, und Ihre Aufmerksamkeit von seinen Bewohnern, ihrer Aristokratie, ihrer Betriebsamkeit und

ihren seltenen Tugenden ab- und auf andere Gegenstände lenke. — Da ich keinen eigenen Wagen habe und von Genf bis Turin auch keine Diligence geht, so rieth mir der Wirth in der Waage, mit einem zurückkehrenden Vetturino die Reise dahin zu machen. Er schlug mir von mehrern Fuhrleuten, die aus Italien hier zusammen gekommen waren, einen alten, mürrischen und sauersehenden Piemonteser vor, und verbürgte mir seine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit. Ob ich ihn gleich nicht verstand und er mich auch nicht, so wurden wir doch sehr bald einig. Für fünf Louisdors machte er sich anheischig, mich und meine Sachen nach Turin zu führen, die Unkosten, welche die Passage des Berges Cenis verursacht, zu bestreiten und mich auf der ganzen Reise zu beköstigen.

Es mochte gegen zwei Uhr nach Mittage seyn, als ich vorigen Sonnabend von Genf abreisete. In einer zweirädrigten Postchaise,

ohne alle Gesellschaft und mir selbst und meinem Nachdenken überlassen, kam ich in Carouge an. Diese unter den Mauern von Genf befindliche Stadt, ist vor einiger Zeit erst angelegt worden, und trägt noch alle Spuren ihrer kurzen Existenz an sich. Die Bewohner derselben stehn bei ihren Nachbarn nicht in dem besten Rufe und da man wirklich, um sie schnell zu bevölkern, allerhand Fremde in derselben aufgenommen hat, so ist ein kluges Mistrauen bei den meisten von ihnen gar nicht übel angebracht. Seit der Eroberung von Savoyen ist hier ein Zollhaus angelegt worden, in welchem alle nach Frankreich oder nach Genf sich begebende Fremde und Einheimische ihre Pässe vorzeigen, und ihre bei sich führende Sachen und Baarschaften visitiren lassen müssen.

Da ich durch die Erfahrung belehrt, wie beschwerlich viel Gepäcke auf Reisen sey, mich nur mit dem Unentbehrlichsten versehen

hatte, so wurde ich sehr schnell abgefertigt. — Kaum hatte ich Carouge im Rücken, als ich die schönste Landschaft vor mir ausgebreitet sah. Da das Wetter sehr hell und die Luft rein und heiter war, so konnte ich mich dem Vergnügen ungehindert überlassen, die Gegend nach allen Richtungen meinem Gedächtniß tief einzuprägen. Zu meiner Rechten begrenzte in blauer Ferne der noch mit Schnee bedeckte Jura den Horizont, und neigte sich vor mir nach dem engen Passe Ecluse hin. Die Landschaft zwischen demselben und der Rhone decken Weinberge, Wiesen, Kornfelder, Gärten, einzelne Landhäuser und Dörfer. Diese bunte Mischung giebt dem Ganzen ein äußerst romantisches Ansehn, und wird durch den Kontrast, welchen die auf der entgegengesetzten Seite befindlichen steilen Felsenwände bilden, noch mehr herausgehoben. Da der Weg oft ganz nahe an denselben hinläuft, so kann man mit der geringsten Wendung des

Auges, aus den reizenden Gefilden Elysiums plötzlich in den schaudererregenden Tartarus übergehen.

Aber unendlich reizender ist die Ansicht, welche die Landschaft dem nach Naturschönheiten begierigen Wanderer, von einer unbedeutenden Anhöhe des Weges, über Genf hin noch anbietet. Wenn man sich auf der Strasse nach Frangy rückwärts wendet, so hat man auf einmal in einer Entfernung von ungefähr einer kleinen Stunde, die Stadt Genf wie ein Amphitheater vor sich ausgebreitet liegen. Ihre erhabene Lage hindert jedoch nicht, den hellen See mit seinen beiderseitigen Ufern hinter derselben zu entdecken; ja es giebt hier Standpunkte, von welchen man bis Lausanne hinsehen kann, andere, wo man nur Nion, Coppet und Versoix, und auf der entgegen gesetzten Seite, die sich an das Genfer Gebiet anschliessende savoyische Landschaft gewahr wird. — Lebt wohl, ihr Berge und

Thäler und du der Seen schönster! rief ich in einer gewissen wehmüthigen Begeisterung aus, als ich seine Ansicht ganz unerwartet noch einmal zu Gesicht bekam. Ihr saht mich froh und glücklich, ungern trennte ich mich von euch und nie, ich fühle es nur zu lebhaft, nie kommen sie mehr wieder, die heitern Stunden, die ich in eurer Nähe verlebt habe.

Die Pferde thaten noch einige Schritte und verschwunden war die Ansicht, die ich nie mehr wieder sehen soll; aber tief in mein Herz ist ihr Bild eingeprägt, und das Schicksal kann über mich verhängen, was es nur immer will; es daraus zu verwischen, wird ihm nie gelingen. — Ich war unterdessen in St. Julien angekommen, einem Dorfe, mit welchem die Ansichten auf die Gegend von Genf gänzlich geschlossen werden. Eine andere Scene eröffnet sich von hier aus vor den Blicken des Reisenden, sie ist wilder und roher, aber nichts desto weniger eben so interessant in
ihrer

ihrer Art als das Sanfte, welches jener so seltene Reize giebt. Schon vor dem Dorfe Sion fängt man an den Berg eben dieses Namens zu besteigen; ohne sehr steil und hoch zu seyn, so gehört er doch zu den ansehnlichsten der Kette, über welche man auf dem Wege von Genf nach Chambery passirt. Da sich die Sonne schon zu ihrem Untergange neigte, als ich am Fusse desselben ankam, so stieg ich aus und gieng ihn in der Kühle des Abends hinan. Diese glückliche Idee setzte mich in den Stand, die mancherlei romantischen Ansichten, die er von verschiedenen Höhen anbietet, mit Muße und Bequemlichkeit zu geniessen. Zu meiner Linken ward ich besonders sehr angenehm überrascht, als ich auf einmal zwischen hohen und steilen Felsenwänden ein sehr reizendes Thal in der Tiefe entdeckte, das von den scheidenden Sonnenstrahlen nur sparsam erleuchtet, mit sei-

nen Dörfern und Gärten, wie in einen Flor gehüllt zu seyn schien.

Am entgegen gesetzten Abhange des Berges befindet sich das Dorf Frangy, wo mein Veturino übernachtete. Dieser Ort ist wegen dem guten Weine, der in seiner Nähe wächst, berühmt, und ich muß gestehn, daß ich die Flasche, welche uns der Wirth zum Nachtrische aus bloßer Freundschaft spendete, wirklich recht gut gefunden habe. Von Frangy aus läuft der Weg beständig über und an hohen Bergen in mäandrischen Richtungen hin und gewehrt die abwechselndsten Ansichten. Dadurch wird die Entfernung von Genf bis Turin sehr groß, erhält aber auch Reize, die sie ohne die häufigen Krümmungen der Straße nicht haben würde. Oft glaubt man, der Weg führe nach einer ganz andern Richtung hin, als in welcher Chambery liegt, und fürchtet irre zu fahren, aber auf einmal hat man die Spitze einer Anhöhe erreicht und nun wendet

sich die StraÙe am Abhange derselben eben so viel seitwärts, als sie sich vorher davon entfernt hatte. — In Rumelie, einem kleinen unbedeutenden Orte, hielten wir still. Da es grade Sonntag war, so strömte eine Menge Leute in die Kirche, denen ich nachfolgte, um zu sehen, wie sie ihren Gottesdienst ohne Priester, die in diesem Departemente weniger, wie in andern gelitten werden, feierten. Ich fand einen Bürger aus dem Flecken, der ihnen die Messe, ohne die dabei üblichen Zeremonien zu beobachten, vorlas, das Volk lag auf den Knien und schien sie mit eben der Andacht anzuhören, mit welcher es ehemals der Konsekration beigewohnt hatte. Indessen beklagten sich doch einige, mit welchen ich mich nach dem Gottesdienste in ein Gespräch darüber einlieÙ, sehr stark deswegen bei mir und versicherten mich, daÙ sie sich alles wollten gern gefallen lassen, wenn man ihnen nur ihre nicht geschwornen Priester wieder-

gäbe. In Savoyen hängt man weit mehr, wie in dem übrigen Frankreich, an gottesdienstlichen Zeremonien und so viel auch die Einwohner, besonders die Landleute, durch die Revolution gewonnen haben, so glaube ich, würden sie dennoch ihre gegenwärtige behagliche Lage auf der Stelle gegen ihren vorigen Druck vertauschen, wenn sie dadurch die Freiheit der kirchlichen Gebräuche wieder erkaufen könnten.

Von Rumelie aus fängt die Straſse an ebener und gerader zu werden und ist überhaupt bis Aix und Chambery sehr bequem. — Da ich begierig war, die Bäder in Aix zu sehen, so blieb mein mürrischer, aber doch gefälliger Vetturino daselbst über Nacht. — Sie befinden sich an der Ostseite des Fleckens und springen aus einem Felsen hervor, der mit der groſsen Alpenkette in Verbindung steht, sind schwefel- und alaunartig, aber weder sonderlich stark noch auch heiſs. Ich fand in die-

ser Jahreszeit, ausser einigen zu Krüppeln geschossenen Vaterlandsvertheidigern keine andern Badegäste hier, die wegen der Nähe von Genf und Chambery späterhin in sehr grosser Anzahl sich einzustellen pflegen. Und doch ist für ihre Bequemlichkeit und ihre Unterhaltung nicht im geringsten gesorgt, denn ausser der Promenade, die aber wirklich recht artig und sehr weitläufig ist, haben sie durchaus keinen andern Zusammenkunftsort.

Der Weg von hier nach Chambery, der ohnediefs schon sehr angenehm ist, erhielt durch den schönen Morgen, an welchem ich ihn zurücklegte, noch viel mehr Reize. Er bietet durchgehends sehr schöne und abwechselnde Szenen dar und an den Gärten und Feldern, die man zu beiden Seiten desselben entdeckt, kann man die Spuren einer fleissigen Kultur und Bearbeitung des Landes gar nicht verkennen. Der Weinbau wird hier schon auf italiänische Art betrieben und das nehml.

che Feld gezwungen, eine dreifache Erndte, als Korn, Obst und Wein zu liefern. Die Stadt Chambery selbst bietet wegen der alten Bauart ihrer Häuser keinen reizenden Anblick dar; die Straßen sind, so viel ich davon gesehen habe, meist alle krumm und schmal und selbst der Freiheitsplatz ist nicht regelmässig und proportionirt genug, um angenehm ins Auge zu fallen.

Man hatte hier kurz vor meiner Ankunft irgend ein patriotisches Fest gefeiert, denn ich fand noch die Ueberbleibsel davon, als Guirlanden, Devisen und Inschriften an mehreren Häusern. Diese sind in Chambery, als dem Sitze und Mittelpunkte des demokratischen Patriotismus, nichts ungewöhnliches und man würde viel zu thun haben, wenn man sich die Veranlassung von jedem merken wollte. Mein gesprächiger Hauswirth hat zwar nicht unterlassen, mich auch damit bekannt zu machen, allein die letztere schien mir so

unbedeutend, daß ich es nicht der Mühe werth hielt, darauf zu achten. Da unlängst erst die Wahlen stattgefunden haben, so ist noch alles in der größten Gährung und man ergreift gern jede Gelegenheit, die sogenannten Feinde der Revolution zu kränken. Dieses findet besonders hier und in Grenoble, wo man Terrorist seyn muß, um für Patriot zu gelten, Statt, und nirgends in ganz Frankreich hat gewiss der 18. Fruktidor einen so ungetheilten Beifall gefunden, als bei den Schreckensmännern dieser Gemeinden. Um Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr sie auf alles aufmerksam sind, was nicht nach ihren Grundsätzen schmeckt, kann ich mich selbst anführen. Gestern, als ich eben hier angekommen war, verlief ich mich sogleich in mehrere Straßen und kam endlich auf den Freiheitsplatz heraus. Indem ich auf demselben auf- und abgehe und die Häuser und ihre von dem letzten Volksfeste her noch daran befestigten

Zierrathen betrachte, tritt auf einmal ein langer, sehr mittelmässig gekleideter Mann zu mir heran und fragt mich, wer ich sey und was ich in Chambery mache. Auf diese sonderbare und kecke Anrede sehe ich ihn bloß von Oben bis Unten an, ohne ihm ein Wort zu antworten und überlege, ob der Kerl nur ungezogen oder ein Narr sey. Dies schien er wahrscheinlich zu merken und nun forderte er mir sogar meinen Pafs und meine Carte de résidence ab. Dadurch setzte er mich in einige Verlegenheit, indessen faßte ich mich doch sogleich wieder und erklärte ihm, daß ich mich nicht für verbunden hielte, sie ihm und auf der Straßse vorzuzeigen. *Nous allons voir cela*, erwiederte er, *vous viendrez avec moi à la municipalité*. Da sich, als er zu mir herangetreten war, sogleich eine ganze Menge Pöbels um mich versammelt hatte und schon zu murren anfieng, so hielt ich es nun nicht mehr für rathsam, mit ihm noch länger zu disputi-

ren, sondern nahm seinen Vorschlag an und zeigte der Municipalität meine in den besten Formen abgefaßten Papiere vor. Dies bewog ihn auf der Stelle seinen Ton herabzustimmen und mir mit der größten Höflichkeit zu begegnen. Als ich nach Hause kam, erzählte ich diesen Vorfall meinem Wirth; er versicherte mich, daß mein dunkel grüner Ueberrock und die Art wie ich die Haare trüge, mir ihn allein zugezogen hätten, denn beide, setzte er hinzu, sind hier als aristokratische Auszeichnungen verbannt und man hat sie entweder für einen zurückgekehrten Ausgewanderten, oder für ein verkapptes Collet noir gehalten. Das ist doch sonderbar, — dachte ich, als ich wieder allein war — wenn alle neue Parisermoden in den Departementen so wenig Glück wie in Chambéry machen, so müssen in Kurzem die Modenhändler alle ihre Läden zuschließen.

So eben kündigt mir mein Vetturino an, daß er morgen in aller Frühe abzureisen ge-

denke. Um bis dahin also noch auszuschlafen, erlauben Sie, daß ich meinen ohnedies schon zu langen Brief schliessen darf. Die nächsten Nachrichten erhalten Sie von mir aus Italien. — Bald hätte ich Ihnen vergessen zu sagen, daß ich hier einen Reisegefährten erhalten habe, der zwar seinen eigenen Vetturino hat, allein der Gesellschaft wegen meine Postchaise mit mir theilt und nur seinen Bedienten bei den Sachen zurückläßt.

Sechster Brief.

Susa den 4. Mai.

Seit diesem Morgen wandle ich auf Italiens lieblichem Boden, athme italiänische Luft ein, ergötze mich an der wunderschönen Natur dieses mit so viel Reizen ausgeschmückten Landes und wohin ich blicke, begegnen mir wohlgebildete Figuren, deren Gesichtsfarbe ins Braune und Gelbliche fällt.

Man muß in Gebirgsgegenden gereiset seyn, um sich eine deutliche Vorstellung von dem schnellen Wechsel der Auftritte machen zu können, die man in denselben nach jedem erstiegenen Berge, nach jedem zurückgelegten Thal zu Gesicht bekommt. Ob Sie gleich nur den flächsten Theil der Schweiz durchwandert haben, so wird es Ihnen doch nicht schwer

halten, von dem, was Sie dort gesehn und erfahren haben, auf dasjenige zu schliessen, was man empfindet, wenn man auf hohen Bergen oft durch eine einzige Wendung, wie mit einem Zauberstabe, in Gegenden versetzt wird, und Ansichten vor sich ausgebreitet sieht, deren Nähe man einige Augenblicke vorher kaum zu ahnen wagen durfte.

So sehr ich auch schon durch meine Reisen in der Schweiz und in Frankreich mit diesem unerwarteten Wechsel der Szenen vertraut geworden war, so muß ich Ihnen dennoch gestehn, daß mich der Anblick überraschte, als ich den höchsten Gipfel des Berges Cenis erklommen, mich zwischen den Felsen durchgewunden hatte und von seinem gegen Italien zugekehrten Abhange, das in der Mitte von hohen Gebürgen hinlaufende und sich immer mehr erweiternde Thal, — den Vorhof zu Piemonts reizenden Gefilden — erblickte. Würde

man zu diesem Genusse auch nicht so sorgfältig vorbereitet, müßte man ihn auch nicht durch lange Entbehrungen und große Anstrengungen erkaufen, so glaube ich dennoch, daß dieses Schauspiel in jedem von allem Gefühl für das Große und Erhabene nicht ganz entblößten Reisenden, die größte Wirkung hervorzubringen im Stande seyn würde.

Hier aber vereinigt sich alles, um ihr den höchsten Grad der Ueberraschung zu geben, Kaum hat man die mahlerische Lage von Chambery im Rücken, kaum ist man die Arc unterhalb Aiguebelle passirt, als man auch schon auf holprichten, steinigten und im Sommer von Staub bedeckten Wegen, die Maurienne, eine Landschaft, die ihrer physikalischen Beschaffenheit nach, ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Wallis hat, betritt. Bis an ihre Grenzen findet man noch hin und wieder einige Punkte, auf welchen das Auge mit Wohlgefallen ruht. Die am Wege und an

den Anhöhen hinlaufenden Weinberge, Gärten, Wiesen und einige nicht unbedeutende Kornfelder nehmen sich zwischen den grauen und steilen Spitzen der höhern Berge, die sie in einiger Entfernung einschliessen, recht gut aus. Obgleich die Dörfer und Städtchen, die man berührt, nur von geringem Wohlstande zeigen, so kann man doch nicht umhin, ihnen Gemächlichkeit einzugestehn. Das Land ist mit einem Worte weder arm noch reich, weder reizend, noch auch ganz unangenehm und seine Bewohner weder schön von Wuchs und Bildung, noch auch von einem widerlichen und zurückstossenden äussern Ansehn.

Aber ganz anders sieht es in der von der Natur über die Maassen vernachlässigten Maurienne aus. Dort führt der Weg entweder zwischen zwei steilen Felswänden hin, auf deren Gipfel kein Baum, keine Pflanze dem Auge einige Abwechslung gewähren, oder er ist nur auf der einen Seite von derselben einge-

schlossen und auf der andern rauscht in unabsehbarer Tiefe, zwischen niederm Gebüsch und durch hohe Steinmassen sich durchwälzend, ein weifsgefärbter Waldstrom. Eine hohe Mauer von Felsen, die bald ganz kahl, bald mit einigen Bäumen sparsam bewachsen ist, schliesst ihn am entgegen gesetzten Ufer ein und macht es ihm unmöglich, sich zur Zeit des Anschwellens über sein Bett zu verbreiten. An solchen Kluften und auf einem sehr schmalen Wege fährt man oft Stunden lang hin und fürchtet alle Augenblicke hinab zu stürzen. Doch dieses ist die allergeringste Unannehmlichkeit in diesem Lande und die noch überdies ganz verschwindet, wenn man die Geschicklichkeit der dasigen Fuhrleute, durch eigene Erfahrung, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

Gröfser als diese und im höchsten Grade traurig und niederschlagend ist der Anblick des so genannten angebauten Landes in dieser

Landschaft, der Flecken und Dörfer und seiner noch weit elendern und zurückschreckendern Bewohner. Wenn man sich den ganzen Morgen zwischen hohen Felsen, an jähren Abhängen und Klüften hindurch gearbeitet hat und endlich bergab dem sehnlichsten erwarteten und bewohnten Thale nähert, dann wird man sehr unangenehm überrascht, wenn man dort keine von jenen reizenden Gefilden erblickt, die man in andern Bergländern gewöhnlich anzutreffen pflegt. Schlängelt sich ein Bach durch das Thal, so wird man an seinen beiden Ufern hin und wieder noch einiges Grün gewahr und dieses, so unbedeutend es ist, gewehrt nichts destoweniger einen um so angenehmern Anblick, je kärglicher die ganze Gegend damit versehen ist. Aber ist dieses nicht der Fall, so erblickt man auf den mit vieler Mühe einigermaßen urbar gemachten Abhängen der Kalch- und Schieferfelsen nur hin und wieder einige sparsame Weinreben,

be-

bestaubtes halb vertrocknetes Kartoffelkraut, sehr selten irgend eine Getreideart und krumme unansehnliche Obstbäumchen. — So fand ich wenigstens da die Vegetation in einer Jahreszeit, wo sie sonst in andern Gegenden sich in der üppigsten Fülle zeigt.

Die kleinen niedrigen Häuser, die man bald einzeln, bald mehrere beisammen gewahr wird, sind alle mit Schieferplatten gedeckt und damit sie nicht herabfallen oder vom Winde herunter geworfen werden, so pflegt man sie mit grossen Steinen auf denselben festzuhalten. Ich habe wenig steinerne Häuser darunter gesehen und zu denjenigen, welche es waren, hatte man sich eines in der Gegend häufig befindlichen schwarzen Steins bedient, welcher, so wie die Schieferdächer, den Gebäuden ein finsternes und trauriges Ansehen giebt. Diesen elenden Wohnungen, die meistentheils alle nur ein Stockwerk hoch sind, eine niedrige Thür und ausser derselben

eine, auch zwei mit in Oele getränktem Papiere verklebte Oeffnungen haben, entsprechen die Bewohner so vollkommen, dafs, wenn man nur die einen oder die andern gesehen hat, man von jenen auf diese und von diesen auf jene schliessen kann.

In keinem der Dörfer, selbst nicht in den grössern Flecken und Städtchen wird man ansehnliche und Aufmerksamkeit erregende Figuren gewahr. Destomehr aber erblickt man auf den Strassen kleine, von der Sonne verbrannte und erbärmlich gekleidete Männer und Weiber. Am meisten aber fallen die hier in grössrer Anzahl, als im Wallis oder in jedem andern von Gebirgen eng eingeschlossenen Lande befindlichen Geschöpfe auf, die vom Menschen nur die Bildung, obgleich im höchsten Grade verzerrt und widerlich besitzen und unter dem Namen Cretins bekannt sind. Vor jeder Hausthür sieht man hier oft eins, auch zwei solcher Wesen in stummen Hinbrüten

oder mit irgend einer kleinen Arbeit beschäftigt, den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, knauren. Gewöhnlich sind sie taub und stumm, ihr Auge sieht stier vor sich hin, auf ihrer im höchsten Grade unangenehmen Gesichtsbildung sind viehische Dummheit und Stumpfsinn abgedrückt, die sie zu Zeiten durch ein gewisses grinzendes Lachen noch mehr erhöhen, am dicken Halse hängen zwei, auch mehrere Kröpfe bis beinah auf die Brust herab, ihr Leib ist kurz und dick und Arm und Fülse sind meistentheils krumm und so in einander verflochten, daß ihnen jede Bewegung damit äußerst beschwerlich fällt. Doch dazu entschliessen sie sich, wegen der ihnen eigenthümlichen Trägheit, nur sehr ungern; man muß sie, gleich unmündigen Kindern oder Wahnsinnigen, entweder tragen oder dahin stoßen und führen, wohin man sie haben will. Von vorhandenen Geistesfähigkeiten entdeckt man kaum einige Spuren bei den-

jenigen, die nicht taub und einzelne Worte zu fallen im Stande sind.

So giebt es hier ganze Familien, in welchen sich die Mitglieder diesem Bilde mehr oder weniger nähern. Kröpfe sind die gewöhnliche Auszeichnung aller Bewohner dieser Gegend, ich erinnere mich wenigstens nicht viele gesehen zu haben, die nicht einen mindern oder stärkern Auswuchs der Art am Halse gehabt hätten. Man hat, wie Sie wissen, bis jetzt noch nicht bestimmt angeben können, ob die Luft oder das Wasser die Ursache davon sey. Ich für mein Theil wäre geneigt, der zwischen hohen Gebürge eingeschlossenen Luft die Schuld davon beizumessen, besonders da mir Beispiele bekannt sind, daß Personen, die sich alles Wassertrinkens auf das sorgfältigste enthalten haben, sich dennoch vor Kröpfen nicht haben bewahren können, und wieder umgekehrt, daß an dem nehmlichen Orte, andere nichts da-

von verspürt haben, obgleich ihr gewöhnlicher Trank nichts als Wasser war. Im Ganzen aber mag die physische Beschaffenheit des Körpers das meiste dazu beitragen, denn selbst hier, wo Kröpfe und Cretins so gewöhnlich sind, giebt es alte Leute, die beide in ihrer Familie haben, selbst aber davon befreit geblieben sind. Ich habe in der Maurienn Kinder gesehen, die Kröpfe hatten, verwachsen und zum Theil Cretins waren, deren Eltern einen ganz regelmässigen Körperbau hatten, aber nie habe ich gut gebildete Kinder von übelgestalteten Eltern erzeugt entdecken können.

Diese Art Geschöpfe findet man jedoch weniger in den Städten und Flecken der Maurienne, als in den Dörfern. Ich glaube, die grössere Gemächlichkeit, welche man sich in jenen verschaffen kann, und die minder beschwerlichen Arbeiten, die man dort zu verrichten hat, mögen viel dazu beitragen, die

Einwohner davor zu bewahren. Der arme Bauer nur allein, den sein Stand und noch mehr die Gesellschaft zum Lastthier herabwürdigt, nicht genug von seinen Mitmenschen schier zu Boden gedrückt zu werden, scheint auch von der Natur ausersehen zu seyn, die Folgen ihrer Misgriffe in der Bildung der Körper vorzugsweise zu tragen.

Der Flecken Lanslebourg ist der letzte Ort der Maurienne, welchen man auf dieser StraÙe nach Italien berührt. Et liegt dicht am Fusse des Berges Cenis und zeichnet sich durch einige regelmäÙig gebaute Häuser vor vielen andern aus. Indessen so hab ich in demselben doch nicht den Wohlstand bemerken können, welchen die häufig durchreisenden Fremden, die alles, was sie nöthig haben, auÙerordentlich theuer bezahlen müssen, hätten zurück lassen sollen. — Da sich die Sonne zum Untergange neigte, als ich hier ankam, so fand mein Fuhrmann nicht für rathsam, noch den nemlichen

Tag den Berg zu besteigen. Es wurde beschlos-
sen, daß wir uns den folgenden in aller Frühe
dahin auf den Weg machen, und wenn das
Wetter uns günstig wäre, bis nach Susa ge-
hen und da übernachten würden. Der V e t-
turino meines Reisegefährten war mit dieser
Anordnung ebenfalls zufrieden, und so ließen
wir uns Zimmer anweisen und gingen, da es
noch Tag war, die Lage von Lanslebourg zu
besehen.

Wir mochten kaum einige hundert Schritte
von unserm Wirthshause entfernt seyn, als
wir in seiner Nähe einen großen Zusammen-
lauf von Menschen gewahr wurden. Unsere
Neugierde wurde dadurch gereizt, und wir
gingen zurück, um uns von der Ursache des-
selben zu unterrichten. Es fand sich, daß das
Volk begierig herbei geströmt war, um einen
jungen Offizier zu sehen, der unter militäri-
scher Begleitung von Chambery nach Italien
als Arestant geführt wurde und in unserm

Wirthshause sein Nachtquartier genommen hatte. Ein Offizier, unter so starker Bedeckung, war mir etwas so ungewöhnliches, daß ich neugierig ward, die Veranlassung zu diesem harten und strengen Verfahren kennen zu lernen. Ich stand noch unter der Menge und überlegte, wie ich es anfangen solle, um mit ihm bekannt zu werden, als er am Fenster erschien, mit einem schönen, freien und heitern Gesichte herabblickte, und als er mich gewahr wurde, mir zurief: *N'est ce pas, Monsieur, vous êtes l'étranger qui demain va à Novalese?*

Diese Anrede, die schon einige Bekanntschaft voraus setzen ließ, überraschte mich so sehr, daß ich in dem ersten Augenblicke nichts anders zu antworten wußte, als: *c'est moi, Monsieur.* Ich überlegte noch, ob ich ihn nicht vielleicht schon irgendwo gesehen hätte, als er mich ersuchte, zu ihm hinauf zu kommen. Auf der Treppe erst fand ich, daß die

französische Freimüthigkeit und das Bedürfnis der Unterhaltung ihn nur allein zu einem Betragen vermocht haben konnten, zu welchem sich ein Nichtfranke in seiner Lage wohl schwerlich entschlossen haben würde.

Er empfing mich in seinem Zimmer, in welchem er zwei Mann Wache hatte, außerordentlich höflich und bat mich, mit ihm zu Nacht zu speisen. Ich nahm es unter der Bedingung an, daß mein Reisegefährte den dritten Mann machen dürfte. In seiner Gesellschaft brachte ich nun unter Singen, Lachen und Scherzen einen der vergnügtesten Abende zu. Als wir abgespeist hatten, und sein Muthwillen immer ausgelassener, sein Witz immer stechender wurde, glaubte ich es endlich wagen zu dürfen, ihn um die Ursache seiner Verhaftnehmung zu fragen. *Très volontiers*, war seine Antwort, *c'est mon scelerat de cousin qui en est la cause* und nun erzählte er mir, unter den heftigsten Verwünschungen gegen

seinen Verwandten, und mit vieler Laune die Veranlassung zu seiner Verhaftnehmung. Da seine Geschichte nicht ganz ohne alles Interesse ist, so will ich es versuchen, sie ihm hier nach zu erzählen.

„Ich bin aus dem Departement des Mont-blanc, von wohlhabenden Eltern, gebürtig. So wenig ich auch schon von meiner frühesten Jugend an, den ernsthaften Wissenschaften Geschmack abgewinnen konnte, so ließen sie es doch an nichts fehlen, um mir alle Kenntnisse beizubringen, die man in meinem Stande weit mehr, wie in jedem andern, von mir zu fordern berechtigt war. Wenn ich also davon nicht profitirte und wenig oder nichts lernte, so muß ich mir die Schuld davon allein beimessen. Mein lebhaftes Temperament, einige natürliche Fähigkeiten, die Schmeicheleien herzloser Koketten, oder halbverblühter Phrynen und die Nachgiebigkeit meiner Mutter, machten mich glauben, daß ich in meinem

vierzehnten Jahre schon alles wisse, was ein Mensch zu wissen nöthig habe.“

„Unterdessen war in Frankreich die Revolution ausgebrochen, der Krieg fing an, Savoyen ward ohne Gegenwehr erobert, es bildeten sich Fakzionen, die Jakobiner nahmen überhand und Niemand, der einiges Vermögen besaß, war weder seines Lebens, noch seiner Güter mehr gewiß. Die ersten Stürme der auch in meinem Vaterlande Statt gefundenen Revolution gingen vorüber, ohne daß ich ihre heftigen Stöße gewahr worden wäre. In dem Schoosse meiner Familie, auf einem Schlosse, das in einem sehr reizenden Thale und von Chambery, dem Mittelpunkte aller Unruhen in Savoyen, ziemlich entfernt liegt, lernte ich sie nur durch die Erzählungen anderer kennen. Ach, auch selbst in ihrer Mitte, würde ich weder Zeit noch Gelegenheit gehabt haben, ihre Richtung zu bemerken, ihre Erschütterungen zu beobachten. Man muß The-

resen kennen und gesehen haben, um es wahrscheinlich zu finden, daß ein Jüngling das Glück von ihr geliebt zu werden, allen Lockungen des Ehrgeizes, welchem in revolutionären Zeiten ein so ausgedehnter Spielraum angeboten wird, habe vorziehen können. Ich that es, vergaß alles darüber und war glücklich.“

„Aber kaum hatte ich mein zwanzigstes Jahr erreicht, kaum war es mir durch viele Bemühungen gelungen, Theresens Eltern zur Einwilligung in unsere Verbindung zu bewegen, als einer von jenen tausend heimtückischen Zufällen, die ein Vergnügen daran zu finden scheinen, menschliche Glückseligkeit zu stören, das schöne Gebäude meiner Zufriedenheit wieder umriß. — Theresens Vater ward auf seinem Landgute des Nachts plötzlich in Verhaft genommen und nach Chambery abgeführt.“

„Ich erfuhr es, noch ehe es Tag geworden war, warf mich aufs Pferd und eilte bewaffnet ihn aus den Händen seiner Häscher zu befreien. Allein ich kam schon zu spät, man hatte ihn fortgeschleppt, und es war sogar keine Möglichkeit da, ihn auf dem Wege noch einzuholen. In stummen Hinbrüten traf ich Mutter und Tochter, ihrem Schmerze war es noch nicht möglich gewesen, sich in Thränen Erleichterung zu verschaffen. Meine Wuth übertraf alle Grenzen, Rache schnaubend lief ich mit dem Kopfe gegen die Wand und gebährdete mich wie ein Wahnsinniger. In jenem Augenblicke hätte ich es mit allen Henkern des scheuslichen Revolutions-Tribunals aufnehmen können und, ich glaube, es würde mir kein einziger entronnen seyn.“

„Therese ward durch mein Betragen zuerst aus ihrem dumpfen Hinbrüten aufgeregt, sie stürzte in meine Arme und schluchzte laut: rette meinen Vater. Ja retten oder

rächen will ich ihn — rief ich mit zum Himmel gehobenen Händen — ich schwöre es bei Gott und bei unsere Liebe!“

„Unterdessen war auch die Mutter wieder zu sich gekommen, und konnte mir den ganzen Hergang der Verhaftnehmung ihres Gatten erzählen. Es fand sich, daß er auf einen bloßen Verdacht und von heimlichen Feinden angegeben, so wie viele andere, war festgenommen und abgeführt worden. Da ich es bei mir zu Hause hinterlassen hatte, meinem Vater, so bald er aufgestanden seyn würde, den Vorfall zu melden, so erwartete ich ihn alle Augenblicke und wagte es daher nicht, Theresens Mutter über ihr nun zu beobachtendes Betragen irgend einen Rath zu geben. Ich mochte kaum einige Stunden bei den beiden Frauenzimmern alle mögliche Trostgründe vergeblich angewandt haben, als mein Vater anlangte.“

„Nachdem er alles mit ihnen aufs genaueste geprüft und untersucht hatte, wurde beschlossen, daß Mutter und Tochter sich sogleich nach Chambéry begeben und dort des Verhafteten Vertheidigung und Befreiung betreiben sollten. Mein Vater versprach unterdessen alle seine Pariser Freunde in Bewegung zu setzen, um sie für ihn zu interessiren, und so bald man bestimmt wissen würde, weswegen er eigentlich verhaftet worden sey, wolle er auch nach Chambéry kommen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Mehr fand er vor der Hand nicht für rathsam zu thun, denn da er selbst bei den regierenden Revolutions-Helden nicht zum besten angeschrieben war, so mußte er alle Augenblicke ein ähnliches Schicksal befürchten. Es hielt sehr schwer, mich von der Begleitung der Frauenzimmer abzuhalten, und ohne Theresens Zureden würde ich gewiß mitgegangen seyn, und wahrscheinlich durch meine aufbrausende

Hitze alle ins größte Unglück gestürzt haben.“

„Acht Tage nachher erfuhren wir schon, daß keine gegründete Ursache zu seiner Verhaftnehmung da wäre, allein da einer unsrer Verwandten, ein schlechter Kerl und eben der Kousin, von welchem ich schon gesprochen habe, ihm gehässig sey und ihn durchaus auf die Guillotine bringen wollte, so würde es schwer halten, ihn zu retten. — Hier müssen sie nun wissen, daß dieser Kousin in Theresen verliebt war, und bei ihrem Vater um sie angehalten hatte. Wäre sie dazumal auch nicht schon mit mir versprochen gewesen, so würde ihr Vater, der sein schlechtes Herz und seine üble Aufführung kannte, dennoch nicht in diese Verbindung gewilligt haben. Nun aber hatte er doppelte Ursache ihn abzuweisen, und er that es wirklich, Anfangs in höflichen Ausdrücken, und als er seine Bemühungen fortsetzte und sich allerhand
nie-

niederträchtige Mittel erlaubte, um zu seinem Zweck zu gelangen, so sah er sich endlich genöthigt, ihm auf eine etwas harte Art das Haus zu verbieten. Diese Behandlung verwandelte seine Liebe plötzlich in den fürchterlichsten Haß gegen Theresen, ihren Vater und mich; er verband sich mit den Enragés unsers Departements, und kaum war es ihm gelungen, einiges Ansehen über sie zu erlangen, als er es auch sogleich zum Sturze dieser würdigen Familie anwandte, und mit dem Vater den Anfang machte.“

„Diese Nachricht setzte meinen Vater in die größte Bestürzung, und mich in die heftigste Wuth. Mein erster Gedanke war, hin nach Chambery zu eilen und dieses Ungeheuer in der Mitte seiner Schandbuben niederzustoßen. Allein mein Vater blieb unerbittlich, und als er selbst dahin abging, mußte ich ihm versprechen, bis zu seiner Rückkehr nicht das geringste zu unternehmen und das Haus

nicht zu verlassen. Ach, sie wurden mir schrecklich lang, die Tage seiner Abwesenheit, jeden Abend ging ich ihm von tausend schwermüthigen Gedanken überwältigt entgegen und kam jedesmal, ohne ihn erwartet zu haben, zurück. Ganz unverhofft langte er endlich nach einer vierzehntägigen Abwesenheit, um ein Uhr nach Mitternacht, bei uns an. Ich war noch auf und hörte das Rasseln des Wagens im Hofe. Schnell wie der Blitz sprang ich die Treppe hinunter, und las schon bei seinem Aussteigen und bei dem blassen Schein der Fackeln, die mitgebrachte Schreckenspost in seinen trüben und düstern Blicken.“

„Ohne eine Frage an ihn zu wagen, begleitete ich ihn stumm und sprachlos auf sein Zimmer. Er verlangte allein zu seyn, und ich zog mich zurück. Auf meinem Zimmer ging ich alle Wahrscheinlichkeiten durch, um endlich diejenige aufzufinden, an welche ich mich wegen der Lage der Dinge in Cham-

bery halten könnte. Das Resultat von meinem Nachdenken blieb allezeit: du mußt hin und Theresens Vater retten oder ihn rächen. Um zwei Uhr nach Mitternacht pakte ich einige Wäsche zusammen, steckte mein vorrätziges Geld zu mir, bewaffnete mich, sehlich leise zum Hause hinaus, zog mein Reitpferd unmerkelt aus dem Stalle und jagte auf Chambery los.“

Aber ich spüre, daß es heute schon spät ist und doch sollen wir morgen in aller Frühe aufbrechen, um vor der großen Hitze noch in St. Ambrosio einzutreffen. Erlauben Sie mir also, daß ich den Verfolg dieser Geschichte, bis zu meiner Ankunft in Turin verspare. Mein erstes Geschäft soll dort ihre Fortsetzung und die Beschreibung meines Ueberganges über den Berg Cenis seyn.

Siebenter Brief.

Turin den 6. Mai.

Gestern gegen Abend kam ich hier unter einem sehr heftigen Regenwetter an. Ich stieg in dem englischen Wappen ab, das man mir als das beste Wirthshaus in Turin beschrieben hatte. Und in der That, so kann ich bis jetzt nicht anders sagen, als dafs das Gebäude ziemlich grofs, reinlich und wie es scheint auch bequem aussieht. Indessen kann und werde ich auch wohl nie aus eigener Erfahrung davon urtheilen, denn ich glaube, von allen Zimmern, deren es gewifs eine grofse Menge im Hause giebt, hat man mir gerade eines der dunkelsten und schlechtesten angewiesen. Der

Cameriere *) muß mich für etwas sehr Gerings angesehen, und mag sich gedacht haben, daß auch dieses noch gut genug für mich sey, denn alle meine Beredsamkeit war nicht im Stande ihn zu bewegen, mir ein besseres einzuräumen, und da ich bei dem heftigen Regen mich nicht nach einem andern Wirthshause umsehen wollte, so mußte ich mit dem für meine geringe Person bestimmten Zimmerchen vorlieb nehmen. Wenn er mich bei meiner Abreise ebenfalls nach dem mir beigelegten Gehalte bezahlen läßt, nun so mag er mich meinetwegen halten, für was er will; aber ich fürchte, die Rechnung wird, wenn nicht für die volle Börse eines Lords, doch

*) So heißen in Italien die Bedienten in den Wirthshäusern, die zur Aufwartung der Fremden bestimmt sind, und die man in Frankreich Garçons, in Deutschland Keller nennt. A. d. V.

für den Buntel eines Deutschen, noch nicht ganz ruinirten Reichsgrafen ausfallen.

So sah er wenigstens gestern Abend schon aus, als ich um meinen Hunger zu stillen, ein gutes Essen bestellte, und nachdem ich mich gereinigt und angezogen hatte, beim Ausgehn einen Lohnlakai zur Begleitung verlangte. Die Komplimente, welche mir nun der erste Cameriere und nach seinem Beispiele, alle übrigen Aufwärter und Bedienten machten, stachen mit der mir bei meinem Aussteigen bewiesenen Frostigkeit so sehr ab, daß ich anfang Verdacht zu schöpfen, und je weniger mich seine vorher geäußerte Geringschätzung beleidigt hatte, je lieber würde ich es gesehen haben, wenn er sie beibehalten, oder doch wenigstens nicht so plötzlich gegen die demüthigste und ergebenste Bereitwilligkeit mir zu dienen, vertauscht hätte. Aber davon war nichts mehr im Stande ihn abzubringen, und ich mußte mir es gefallen lassen,

so oft ich mich im Hause zeigte, seine Bücklinge zu empfangen. Dieses geschah bis jetzt nun freilich nicht mehr, als höchstens zwei oder drei Mal, denn kaum hatte ich gegessen, als ich ausging, um bei Tage noch eine oder die andere Strafse zu durchstreichen, und als es finster geworden war, wartete ich in einem Kaffeehause die Stunde des Theaters ab. Heute ist meine Thüre noch verschlossen, und sie soll auch nicht eher aufgemacht werden, als bis ich Sie mit dem Verfolg meiner Reise bekannt gemacht habe.

Ich habe Sie, wenn ich nicht irre, in meinem letztern in Lanslebourg verlassen, wo ich in guter Gesellschaft aber in einem höchst erbärmlichen Wirthshause, zu Nacht aß, und mit meinem Ihnen schon bekannten Reisegefährten bis früh um drei Uhr ziemlich schlecht schlief. Um diese Stunde wurden wir von den Leuten im Hause geweckt, unsere Sachen zusammen gebunden und den schon bereitste-

henden Maulthieren aufgepackt. Da ich in Genf schon mit meinem Vetturino über die Art und Weise, wie ich den Berg passiren solle, übereingekommen war, so hatte ich hier für nichts mehr zu sorgen. Ich rathe das nemliche allen Reisenden an, die keinen eigenen Wagen bei sich führen, denn ohne diese Vorsicht setzen sie sich der Gefahr aus, von dem Maulthier - Treiber auf die fürchterlichste Weise geprellt zu werden. Zwar sind die Preise genau bestimmt, die man für ein Maulthier zum reiten und für den Transport eines zwei - oder vierrädrigten Wagens zu bezahlen hat, allein nicht alle Fremde haben Kenntniss davon, und überdies müfste man unendlich listiger und verschlagener seyn, um von den berüchtigten Gaunern in Lanslebourg und Novalese nicht hintergangen zu werden. Das beste was man in dem Falle thun kann, ist, man läfst den Oberaufseher der Transporte über den Berg Cenis kommen, zeigt ihm sei-

nen Wagen und seine Bagage vor, kommt mit ihm über die dazu nöthige Anzahl von Maulthieren überein, bezahlt sie nach dem festgesetzten Preise und läßt sich von ihm über das Ganze quittiren. Dieser von der Regierung dazu bestellte Mann besorgt alsdann die Maulthiere, läßt die Sachen aufpacken und man hat den Treibern nichts weiter mehr zu bezahlen nöthig, als das Trinkgeld, welches jedoch ebenfalls gesetzmäßig bestimmt ist. Wird man aber auch von diesem hintergangen, so kann es nur durch die Anzahl der Maulthiere geschehen, deren man gern mehr giebt als es nöthig ist. Ich erinnere mich nicht mehr genau des Preises, der für ein Maulthier bezahlt wird, so viel weiß ich nur, daß er nicht viel unter einem Karolin ist.

Nicht ganz frei von aller Bangigkeit und mit klopfendem Herzen, bestieg ich, nachdem alles gepackt war, mein Maulthier. Da der Berg noch hin und wieder mit Schnee und Eis

bedeckt war und mir alle Geschichten, die ich von Unglücksfällen, die Reisenden auf demselben begegnet waren, gehört hatte, auf einmal wieder vorschwebten, so war es ganz natürlich, daß dieses und das Neue und Ungewohnte der Lage, in welche ich auf einmal versetzt ward, mich eine Zeit lang unruhig machten. Allein ich hütete mich wohl, es meinen Reisegefährten merken zu lassen, besonders nahm ich mich in Acht, meine Bangigkeit vor dem Offizier, der sich mit seiner Eskorte an uns anschloß, zu zeigen. Als wir aufgebrochen waren, das Zollhaus und die Brücke passiert hatten, und links bergan zu steigen anfangen, blickte ich rückwärts und ward nicht wenig überrascht, als ich mich an der Spitze eines sehr zahlreichen Zuges, der aus Fußgängern, Maulthieren und Pferden bestand, gewahr wurde. Je höher wir hinanstiegen, und je bekannter ich mit der Straßse und dem sichern Tritte meines Maulthieres wurde, je mehr ver-

lor sich auch meine erste Aengstlichkeit. Als wir an die noch mit Eis und Schnee bedeckten Stellen des Weges kamen, fürchtete ich schon nichts mehr. Alles was mir begegnen konnte, wäre der Sturz meines Thieres gewesen. Allein aufser einer blutigen Nase würde ich schwerlich mehr dabei gelitten haben, denn das Herunterrollen vom Berge ist bei der breiten und an manchen Stellen ziemlich ebenen Straſse ganz und gar nicht zu denken.

Der Weg läuft eine starke Stunde, in beständigen Krümmungen und Wendungen bergan. An einigen Orten ist er ganz von harten Felsen, an andern mit einer dünnen Schichte von Erde belegt. Die Aussicht ist im Hinaufsteigen außerordentlich beschränkt; rechts erblickt man einen über ihn hinausragenden spitzen Felsen, der beinahe das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist, und wenig Vegetation enthält; links wird man eine Kette von Bergen gewahr, von welchen sich einer

über den andern empor hebt, und im Rücken verbietet die mit ihr parallel laufende Bergkette, an welcher Lanslebourg angelehnt ist, jede weitere Aussicht. Das Thal selbst wird man nur bis an eine gewisse Höhe gewahr, dann aber verliert es sich in der Tiefe, und wo man hinblickt sieht man nichts anders, als kahle Felsen oder hohe bald mit Schnee, bald mit einiger Vegetation bedeckte Bergmassen.

Wir hatten im Hinansteigen das schönste Wetter, das wir uns nur immer hätten wünschen können, der Himmel war hell und klar, und es hatte nicht das geringste Ansehen, als wenn er sich noch diesen Tag verändern könnte. Allein wir hatten uns geirrt und zwar aus der Ursache, weil uns die auf dem Berge Cenis Statt findenden schnellen Abwechselungen der Witterung gänzlich unbekannt waren. Kaum hatten wir seine grösste Höhe und die auf demselben befindliche Ebene erreicht, als sich in den höhern Regionen schwarze Wolken

zusammen zogen, und uns mit einem Sturme und Ungewitter drohten. Wir eilten so viel als möglich, um bei Zeiten ans Wirthshaus zu kommen, und wir waren noch nicht alle bei demselben angelangt, als sich auch schon ein heftiger Sturmwind mit einem kalten Schauerregen vermischt, einstellte, der aber glücklicherweise eben so schnell vorüberging, als er sich eingefunden hatte. Diese plötzlichen Abwechselungen der Witterung sind im Spätjahr und Winter am gefährlichsten und man hat Beispiele, daß Reisende, von schnell herbeigeführten Schneewolken ergriffen, unter denselben begraben worden sind.

Die auf dem Berge befindliche Ebene bildet besonders zur rechten Seite des Weges, die schönsten mit frischem Grün bedeckten Wiesen. Wenn die Spitzen der sie einschließenden Berge noch alle mit Schnee bedeckt sind, so ist sie doch gewöhnlich schon davon gereinigt.

Dieses war auch diesmal der Fall, und der See nur allein trieb noch groſse und dicke Eisschollen. Dieser ist eine Seltenheit, wie ich mich nicht erinnere, eine ähnliche auf einer Höhe von ungefähr tausend Klaftern angetroffen zu haben. Er hat seine Entstehung dem auf den ihn umgebenden Bergen geschmolzenen Schnee zu danken, und kann leicht etwas über eine halbe Stunde im Umfange haben. Die in demselben befindlichen Forellen werden außerordentlich gerühmt; indessen kann ich nicht aus eigener Erfahrung davon urtheilen, da sein gegenwärtiger Zustand das Fischen äußerst beschwerlich macht, und wir uns auch nicht lange genug aufhielten, um welche fangen zu lassen.

In der Mitte der Ebene befinden sich einige elende Hütten, die von Viehhirten bewohnt sind und das bekannte Spital, in welchem aber jetzt ein Detaschement Infanterie einquartiert ist, von dessen Kommendanten die Pässe unter-

schrieben werden müssen, wenn man den Berg hinunter nach Italien oder Frankreich passiren will. Ob er gleich in der strengen Jahreszeit sich in Lanslebourg aufhält, so gestehe ich dennoch, daß ich diesen erhabenen Posten um alle Schätze der Welt nicht bekleiden möchte. — Am entgegen gesetzten Abhänge des Berges, wo man hinunter zu steigen anfängt, befinden sich wieder einige Hütten, die unter dem Namen la Croix bekannt sind. Dort halten die Maulthier-Treiber gewöhnlich stille, um zu untersuchen, ob ihre Thiere noch gehörig bepackt sind. Mein Vetturino bot mir hier an, mich in einer Tragbahre den Berg hinunter tragen zu lassen. Dieses ist die gewöhnliche Art, wie ihn Frauenzimmer passiren, und da ich mir auch davon gern eine Idee verschaffen wollte, so nahm ich seinen Vorschlag an. Zwei starke und nervigte Bauern trugen mich mit so sicherem und festem Schritte den hier außerordentlich steinigten

und unebenen Weg hinunter, daß ich ihre Geschicklichkeit nicht genug bewundern konnte. Wenn man anfängt hinunter zu steigen, so gelangt man bald darauf an eine schöne gemauerte Brücke, welche über die Novalesse *), einen kleinen Bach, der aus dem See sein Wasser erhält, hinführt. Jenseits derselben bildet er eine der schönsten Kaskaden, die in gewissen Jahreszeiten besonders, und wenn er anschwillt, ungemein prächtig seyn soll. An einigen Stellen kann man sich nicht in der Nähe seiner Ufer aufhalten, weil man von dem weissen, feinen, in die Höhe getriebenen Schaumstaub ganz durchnäßt wird. Dieses ist besonders an dem gemauerten

Gange

*) Dieser Bach heisst oben auf dem Berge auch Semar und St. Nicolas. Er ergießt sich weiter unten in die Doire, welche Savoyen von Piemont trennt.

A. d. V.

Gange der Fall, durch welchen man zur Zeit des Winters, wenn der tiefe Schnee den gewöhnlichen Weg ungangbar macht, passiren muß. —

Die Aussicht ist, so lange man den letzten Abhang des Berges noch nicht erreicht hat, auf dieser Seite eben so beschränkt, wie auf der andern. Wo man hinblickt, wird man in einiger Entfernung nichts als hohe Gebürge gewahr, zur rechten Seite des Weges drohen ungeheure und abgerissene Steinmassen alle Augenblicke herabzurollen und links fließt in ziemlicher Tiefe die Novalese hin. Die Strasse ist steil und holpricht und man würde Gefahr laufen, seinen Wagen zu zerbrechen, wenn man hinunter fahren wollte, welches auf der Savoyischen Seite keinesweges der Fall ist. — So kalt und schneidend die Luft beinahe in jeder Jahreszeit in der Nähe des Sees ist, so warm und heiß ist sie, wenn man in der Mittagsstunde den Berg gegen Italien oder

Frankreich hinauf oder hinuntersteigt. Je mehr ich mich in den höchsten Regionen hatte umhüllen müssen, um mich nur einigermaßen vor der strengen Kälte zu bewahren, je leichter und luftiger mußte ich mich kleiden, als mich italiänische Luft anzuwehen anfing. Der Unterschied zwischen dem französischen und italiänischen Klima ist hier schon so auffallend, daß es außerordentlich schwer hält ihn nicht zu bemerken, und da es noch überdies nur einiger Stunden bedarf, um aus dem einen in das andere versetzt zu werden, so kann man nicht umhin, diesen seltenen Kontrast zu bewundern. Eine Kette von Bergen trennt auf dieser Seite dieses seltene Land von dem ganzen übrigen Europa und kaum hat man sie zurück gelegt, als man auch schon ganz andere Sitten, Gewohnheiten und eine andere Sprache vorfindet. Dieses ist außer bei Italien und England bei keinem andern Lande der Fall; gewöhnlich schmelzen

an den Grenzen zweier Staaten, die einem jeden von ihnen eigenthümlichen Charaktere so genau in einander, daß man den Uebergang von den einen zu den andern nur sehr selten angeben kann.

Wir hatten das Thal noch nicht erreicht, als ich vor Ungeduld brennend, den italiänischen Boden zu berühren, meinen Trägern still zu halten befahl und bis nach Novalese zu Fuß gieng. Kaum war ich mir selbst überlassen, als auf einmal Alles was ich über Italien gehört und gelesen hatte, meinem Gedächtnisse vorschwebte und es ist mir wohl zu verzeihen, wenn ich mit hoher Begeisterung eine Erde betrat, die Catonen, Ciceronen, einen Flaccus und Virgil gebahr, der ein Buonarotti, Raphael, Titian und Correggio angehören, die einen Macchiavel, Filangieri und Beccaria erzeugte und in unsern Zeiten der Sie-

gesschauplatz eines der größten Männer der Geschichte ward.

Sey mir gegrüßt, Land! dem einst die ganze bekannte Erde huldigte, sey mir gegrüßt, du der neuern Künste Wiege! Empfangt mich ihr Nymphen und Genien, deren Behausung ich betrete, seyd günstig mir, schützet und sprecht die Weihe über mich aus, daß ich, euer Verehrer, in die Geheimnisse des Schönen eindringe und entkörper der Kunst großen und erhabenen Zweck fasse!

So betete ich unter schattigten Bäumen, am Fusse des Berges Cenis. — In zehn Minuten war ich in Novalese.

Achter Brief.

Turin den 7. Mai.

Novalese ist ein kleiner offener Ort, der seine Erbauung und seinen Wohlstand der grossen Anzahl Reisender und der Menge Güter, die über den Berg Cenis nach Italien gehen, meistentheils zu verdanken hat. Die Häuser in demselben, einige wenige ausgenommen, haben ein erbärmliches Ansehen, sie sind entweder von Holz oder von schlechtem Mauerwerk und gewöhnlich mit Schieferplatten gedeckt. Auch den Einwohnern sieht man den Wohlstand nicht an, denn ihre Kleidung ist so elend und schlecht, daß sich mancher deutsche Bauer schämen würde, sie zu tragen.

Und doch verdienen sie mit ihren Maulthieren ein ungeheures Geld und wissen noch überdies die Reisenden auf eine so feine und geschickte Art zu prellen, daß man wohl Obacht geben muß, um es auch nur gewahr zu werden. Da ich nicht die beste Meinung von der Redlichkeit der Piemonteser mitgebracht hatte, so hielt ich die Inschriften, welche ich an allen Wänden der Wirthsstube in allen möglichen Sprachen fand, und die alle zum Zweck hatten, die Reisenden vor ihren Gaunereien zu warnen, in Rücksicht auf mich für überflüssig. Aber grade diese hohe Meinung, die ich von meiner Schlaueit hatte, war Ursache, daß ich nur destomehr hintergangen wurde. Dieses geschah durch den Umsatz des französischen Goldes gegen piemontesische Silbermünze. Mehrere Maulthiertreiber versicherten mich einstimmig, daß ich tiefer im Lande am Golde viel verlieren würde, wenn ich es hier nicht so-

gleich gegen Landesmünze umsetzte. Da ich unterlassen hatte, mich in Chambéry und Lanslebourg darnach zu erkundigen und das Verhältniß des einen zum andern nicht genau kannte, so schien es mir wahrscheinlich, daß sie, die alle Tage Gelegenheit hatten, nach Frankreich zu gehen, es mir nur allein mit größerm Vortheile für mich, abzunehmen ein gegründetes Interesse haben könnten. Ich liefs mich also bereden und gab ihnen einige Karoline gegen Silbermünze hin. Es war noch keine Viertelstunde vergangen als ich schon Gelegenheit mich zu überzeugen fand, daß ich bei diesem Tausche um ein Drittheil war betrogen worden.

Ich tröstete mich über diesen Verlust mit der Idee, daß dieses ein Zoll sey, den alle Reisenden erlegen müssen, wenn sie sich nicht zuvor mit Allem genau bekannt gemacht haben, was man nothwendig wissen muß, wenn man die Grenzen eines fremden

Landes betritt. Dieses ist eine der ersten Bedingungen, wenn man nicht, wie Englands reiche Lords, das Gold mit vollen Händen ausspenden kann. Es ist nicht genug, eine oberflächliche Kenntniß von der Sprache, der Verfassung, der Religion, den Sitten und Gebräuchen des Landes zu besitzen, das man bereisen will, man muß auch noch, wenn man eigene Erfahrungen nicht allzuthuer bezahlen soll, jene unbedeutend scheinende Verhältnisse kennen, in welche man alsdann eintritt und deren Unbekanntheit oft den größten Nachtheil für den Reisenden hat.

Nachdem wir in Novalese zu Mittage gespeist hatten und beim Einsteigen von allen Seiten um die *buona manu* bestürmt worden waren, setzten wir unsere Reise nach Susa fort. Da der Weg sehr uneben und steinig ist, so verlihren die schattigten Bäume und Gärten, die ihn von beiden Seiten umgeben, sehr viel von dem Reize, den sie, wenn er min-

der unangenehm wäre, ihm in dieser Jahrszeit besonders gewähren würden. Noch ist man, wenn man Novalese im Rücken hat, nicht in der Ebene von Piemont. Dieses wird man nicht nur an dem sanften Senken des Weges gewahr, sondern die hohen Gebürge, die ihn noch in nicht gar weiter Entfernung zu beiden Seiten begrenzen und sich immer mehr öffnen, zeigen auch, daß man nur erst den Eingang in dieselbe betreten hat.

Mit Susa aber hebt die große Ebene an, die Piemont zu einer der schönsten Provinzen Italiens macht. Allein ehe man dahin gelangt, muß man vorher noch einen ziemlich hohen Felsen passiren, welcher, da er auf keiner Seite umgangen werden kann, so lange die Brunetta existirte, mit weniger Mannschaft vertheidigt werden konnte. Die beiden Bergketten vereinigen sich hier gewissermaßen, um sich von Susa aus wieder zu öffnen und links an der Grenze des Wallis bis ins Tyrol,

rechts gegen Genua hin, und von da ostwärts, bis sie sich an die Apenninen anschliessen, zu laufen. Das Land, welches zwischen ihnen mitten inne liegt, ist eben und flach, einige kleinere Anhöhen geben ihm jedoch den Reiz der Abwechselung. — Von dem letzten Berge, nach welchem man auf Susa kommt, führt ein schmaler Weg hinunter, den die Werke der Brunetta auf allen Punkten bestreichen. Da sie jedoch nach dem Frieden mit dem Könige von Sardinien demolirt worden ist, und jetzt nur einen ungestalten Schutthaufen darstellt, so läßt es sich nur unvollständig von der Ausdehnung und Wirksamkeit ihrer Vertheidigungsmittel urtheilen. Indessen scheint es mir, weil man auf einem von den Felsen, der sie dominirt und an dessen Fusse der Weg hinläuft, kein Geschütz auführen kann, daß man entweder gar nicht oder doch nur mit grossem Verluste auf dieser Seite in Piemont habe müssen eindringen können. Und

dies mag wohl eine Ursache gewesen seyn, warum man im Frieden ihre Demolirung verlangt hat; ein Werk, das funfzehn Monathe Zeit und grofse Summen gekostet hat. Wäre der Eingang in das Piemont von der Seite des Wallis und von Genua und Nizza eben so schwer wie hier zu durchbrechen, so würde eine Festung, wie die Brunetta war, von dem größten Vorthelle seyn. Allein da man sie von diesen Punkten aus sehr leicht tourniren oder in das Herz des Landes vorrücken kann, ohne sie zu berühren, so verliert sie durch diesen Mangel an Zusammenhang der Vertheidigungslinie, wenn nicht alle, doch einen grofsen Theil ihrer Nützlichkeit *).

*) Dieses hat Bonaparte durch seinen letztern Einfall in Italien bewiesen. Während die österreichischen Truppen die engen Pässe gegen Savoyen und das Dauphiné noch besetzt hielten und dadurch sich vor jedem Ueberfalle gesichert glaub-

Da es noch hell am Tage war, als wir in Susa ankamen, so gieng ich aus, um die Stadt zu sehen. Einige Strafsen ausgenommen, verdient sie nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit. Ich bin nicht im Stande Ihnen zu sagen, ob sie, aufser einem ziemlich gut erhaltenen Triumphbogen, noch andere Merkwürdigkeiten und Alterthümer enthält. Allein ich glaube es nicht, denn sonst würde Herr Lalande, der jede Kleinigkeit mit der gewissenhaftesten Genauigkeit anführt und beschreibt, gewifs davon gesprochen haben.

ten, organisirte Bonaparte in Mailand schon eine neue republikanische Verfassung und schickte sich an, sie seinerseits in diesen engen Pässen einzuschliessen. Aber freilich gehörte dazu ein Bonaparte, um diesen kühnen Plan zu genehmigen und seine Ausführung ins Werk zu stellen, und ein Melas, um nur allezeit vorwärts und nie rückwärts zu sehen.
A. d. V.

Dieses Ueberbleibsel des Alterthums befindet sich am Fusse derjenigen Kette von Gebirgen, welche, wie ich schon erwähnt habe, sich gegen Genua hinzieht. Da es in dem Garten des Schlosses der ehemaligen Grafen von Susa steht, so muß man bei dem Kastellan oder dem Gärtner um die Erlaubniß es zu sehen, nachsuchen. Diese wird nie abgeschlagen, denn! für eine *buona manu*, die es jedesmal dabei abwirft, zeigt man den Reisenden alles, was sie zu sehen verlangen. So sehr dieser Triumphbogen auch gelitten hat und schadhaft geworden ist, so kann man doch nicht umhin, das Grofse und Vortrefliche seiner Bauart noch an ihm zu bewundern. Die Säulen, auf welchen er ruht, sind korinthischer Ordnung und an den Friesen sind Basreliefs, die, ziemlich verwittert und abgeschliffen, ein Opfer mit Musik und einen Triumphzug vorstellen. Die Inschrift war es mir, wegen der hereinbrechenden Dunkelheit, nicht mög-

lich zu bemerken; sie soll überdiess beinah ganz erloschen seyn *). Indessen so verließ ich den Garten dennoch sehr zufrieden mit dem ersten geistigen Genuß, den ich auf Italiens

*) In dem *Nouveau theatre de Piemont et de Savoie*, welches zu Amsterdam im Jahr 1725. erschienen ist, befindet sich eine gute Abbildung dieses Triumphbogens. — Der Markis Maffei hat das Verdienst, die Inschrift desselben zuerst herausgebracht zu haben. Nach seiner Lesart ist sie folgende:

*Imp. Caesari. Augusto. Divi. F. Pon.
tifici. maximo. Tribunica. Potes.
tate. XV. Imp. III. M. Iulius. Regis.
Domini. F. Cottius. Praefectus. civita.
tum. quae. subscriptae. sunt.*

Und nun folgen eine ganze Menge Namen von Oertern, die man jetzt nicht mehr anzugeben weiß. Dafs dieser Triumphbogen dem Kaiser August zu Ehren errichtet worden sey, ergiebt sich aus der Inschrift. A. d. V.

Boden den Monumenten der Vorzeit verdankte.

Als ich von der Besichtigung des Triumphbogens zurückkam, traf ich unter den Arkaden am Platze meinen arrestirten Reisegefährten frei und ledig herumspatzieren. Da ich ihn zwischen Novalese und Susa aus dem Gesicht verlohren hatte, so war mir seine unverhoffte und unter so sehr veränderten Verhältnissen Statt findende Erscheinung nur um desto angenehmer. Er eilte sogleich, als er mich gewahr wurde, auf mich zu und erzählte mir, daß ihn der in Susa kommandirende General, der ihn sehr gut kenne, sogleich in Freiheit gesetzt, und ihm nur befohlen habe, sich im Hauptquartiere der Armee zu Mailand zu stellen, und daselbst über seine fernere Bestimmung die nöthigen Befehle einzuholen. — Hab ich es Ihnen nicht gesagt, — fuhr er fort — daß man mich in Italien ganz anders behandeln würde? Das macht, weil man mich

hier kennt, aber mein Schuft von Vetter weiß mit keinem Manne von Ehre umzugehen. — Ich eile jetzt nach Mailand, dort habe ich Freunde und Bekannte und hier habe ich Geld bekommen. Da wir doch jetzt Frieden haben, so werde ich leicht Urlaub erhalten. Wenn sie in acht Tagen den Berg Cenis wieder zurück passiren sollten, so könnten sie mich am Fusse desselben wieder antreffen, wir giengen zusammen nach Chambery, lachten meinem Vetter ins Gesicht und Therese würde sich ein Vergnügen daraus machen, sie als meinen Freund in ihrer Eltern Hause aufzunehmen.

Adieu! je vous laisse. Au plaisir! und damit sprang er davon, hieng sich an den Arm eines Offiziers, der auf uns zukam, und verschwand mir aus dem Gesicht. Ich verließ Susa, ohne ihn wieder zu sehen. Als ich hier ankam erkundigte ich mich sogleich nach ihm, allein niemand wollte ihn kennen. Wenn ich
ihn

ihn nicht in Mailand wieder finde, so werde ich gezwungen seyn, diesen interessanten, obgleich etwas leichtsinnigen jungen Menschen unter die Klasse derjenigen zu zehlen, die gleich luftigen Phänomenen, sich mir auf meinen Reisen nur Augenblicke zeigten, verschwanden und nie oder doch nur erst nach vielen Jahren wieder zum Vorschein kamen. Indessen bleibt mir sein Andenken und seine Geschichte von ihm übrig, ersteres will ich bewahren und letztere lege ich bei Ihnen nieder. Hier ist der Beschluß derselben, so wie er mir ihn auf unserm Uebergange über den Berg Cenis erzählt hat.

„Es mochte gegen neun Uhr des Morgens seyn, als ich in Chambery ankam. Ich stieg zufälliger Weise in dem nehmlichen Wirthshause ab, in welchem Therese mit ihrer Mutter wohnte. Sie erkannte mich, als ich die Treppe hinaufgieng an der Sprache, stürzte aus dem Zimmer und in meine Arme. Ich

trug sie beinah leblos zu ihrer Mutter zurück, die beschäftigt war, mehrere Papiere in Ordnung zu bringen. — Um Gotteswillen, was wollen sie hier? — rief sie mir entgegen, als sie mich gewahr worden war. Sie machen uns noch alle unglücklich, ohne das Geringste zu unsrer Rettung beizutragen. — Ich versicherte sie, daß ich ganz kalt und gelassen sey, und nichts unternehmen wolle, ohne vorher ihre Einwilligung dazu erhalten zu haben. Sie traute mir nicht recht, allein da mir der ungewöhnlich starke Ritt ein gewisses Ansehen von Mattigkeit und Erschlaffung gegeben hatte, so glaubte sie meine heftigen und ungestümen Entschliessungen weniger fürchten zu dürfen.“

„In wenig Worten erzählte sie mir die Veranlassung zur Verhaftnehmung ihres Gatten und den Erfolg ihrer Bemühungen ihn in Freiheit zu setzen. Ob sie mir gleich die wahre und geheime Ursache davon zu verhehlen für

gut befand, so war doch dasjenige, was sie mir davon sagte, schon hinreichend, um mich vor dem teuflischen Gewebe, womit ihn die Bosheit und Niederträchtigkeit umstrickt hatten, vor Abscheu und Wuth konvulsivisch erbeben zu machen. Es kam jetzt alles darauf an zu verhindern, daß er nicht nach Paris, wo Robespierre wüthete, gebracht wurde. Die Mutter versicherte mich, daß sie Hoffnung habe, dieses Unglück abzuwenden und erwartete mit der größten Ungeduld die Ankunft der Post, welche die Entscheidung des Schicksals ihres Gattens mitbringen sollte. Ach sie wußte nicht, daß sie schon angelangt und daß er unwiederbringlich verlohren sey.“

„Ich erfuhr es durch einen meiner Jugendfreunde, der im Bureau des Comité revolutionnaire angestellt war, so wie die Stunde seiner Abführung nach Paris. Ohne mich das Geringste davon merken zu lassen, traf ich in der Geschwindigkeit die nöthigen Anstalten,

um ihn entweder aus dem Gefängniß zu befreien oder auf der Reise seinen Wächtern zu entreissen. Mein Kousin aber, der, sobald er meine Ankunft in Chambéry erfahren hatte, mich mit geheimen Aufpassern hatte umgeben lassen, entdeckte durch sie mein Vorhaben und kam ihm zuvor, indem er ihn früher abführen liefs, als es eigentlich hätte geschehen sollen. Mich selbst denunzirte er im Jakobinerklub als einen der Freiheit gefährlichen Menschen und der nur deswegen sich den übrigen Vaterlandsvertheidigern von meinem Alter nicht angeschlossen habe, um in Innern der Republik an ihrem Umsturze arbeiten zu können.“

„Diese Anklage war es nicht, was einen schon längst in mir genährten Entschluß zu seiner völligen Reife brachte. Das Mislingen meines Plans erfüllte mich mit dem Gedanken an die fürchterlichste, schrecklichste Rache; aufopfern wollte ich ihn, mit eigenen Händen ermorden den Buben und so die Menschheit

von einem Scheusale befreien, wofür sie mir unter andern Verhältnissen eine Ehrensäule würde errichtet haben. Unglücklicher- oder vielleicht auch glücklicherweise aber mußte mein Vater mir auf dem Fusse nachfolgen, um mich von einem Schritte abzuhalten, der meine und Theresens Familie in das größte Verderben gestürzt haben würde.“

„Nun war kein Bleibens mehr für mich, nicht nur in Chambery, sondern sogar in Frankreich. Der Befehl war gegeben, das wußten wir, mich aufzuheben und als Kon-scribirten an die Nordarmee abzuliefern. Mein Vater begleitete Theresen und ihre Mutter nach Paris und sprengte aus, ich sey schon dahin vorangereiset. Statt dessen eilte ich verkleidet auf unser Landhaus, ward von da glücklich nach Thonou und bei Nacht und Nebel über den See nach Rolle gebracht. Da mir alles daran gelegen war, nicht erkannt zu werden und dieses doch von den zur unbescheidensten

Neugierde geneigten Einwohnern dieses Städtchens nicht zu erwarten stand, so begab ich mich unter einem fremden Namen nach Lausanne und erwartete da die nähere Entwicklung meines Schicksals und den Ausgang des Prozesses von Theresens würdigem Vater.“

„Ach er war, wie wir es alle befürchteten, blutig. Zwey Tage vor dem 9. Thermidor fiel er ein Opfer des Hasses und der Rache eines Nichtswürdigen. — Therese blieb mit ihrer Mutter in Paris, sie war dort nach der vorgefallenen Revolution sicherer als in ihrem Departemente. Dies hatte ihr mein Vater gerathen und so viel ich darunter verlor, so konnte ich doch nicht umhin, diesen Rath zu billigen. Ich kehrte nun auch wieder in mein Vaterland zurück und verlebte im Hause meiner Eltern ein ganzes Jahr in der größten Einsamkeit. Meines Vettern weitere Plane waren durch Theresens Abwesenheit vereitelt worden und, dieser Gedanke, ich gestehe es, konnte

mich auf gewisse Augenblicke mit meiner traurigen Lage ordentlich zufrieden machen. Wer auch für jede Freude abgestorben ist, dem zwingen die gescheiterten verderblichen Plane böser Menschen, selbst in den Stunden des größten Mismuths, doch noch ein frohes Lächeln ab.“

„Ein neues Unglück zog sich über mir und meiner Vereinigung mit Theresen, die wieder in Anregung gebracht worden war, zusammen und die Nothwendigkeit befahl, sich ihm zu unterwerfen. — Bonaparte hatte das Oberkommando der italiänischen Armee erhalten; sie war schwach und hatte einen Feind zu bekämpfen, der ihr in Allem überlegen war. Um sie nur einigermaßen zu verstärken, raffte man aus den angrenzenden Departementern alles, was nur die Waffen tragen konnte, zusammen und schickte es ins Lager. Diesmal wollte ich es nicht abwarten, daß man mich mit Gewalt aushöbe, freiwillig begab ich

mich zur Armee, wo mich der General St.** ein Jugendfreund meines Vaters, bei seinem Generalstabe als Volontair anstellte. Ich hatte kaum die ersten Grundsätze der Taktik inne, als ich auch schon sie in Ausübung zu bringen Gelegenheit fand. Nach der Bataille bei Montenotte ward ich zum Offizier ernannt und an den Generalstab der Armee versetzt. In der Schlacht bei Rivoli wurde ich leicht verwundet und zum Lieutenant avancirt; und beim Uebergange über den Tagliamento ward ich zum Hauptmann ernannt.“

„Hier wurde ich jedoch gezwungen meiner militairischen Laufbahn Schranken zu setzen. Die Mühseligkeiten des Feldzuges, die unordentliche Lebensart im Lager, das ungewohnte Klima und die meiner Gesundheit nicht zuträglichen Lebensmittel, die ich hier genoß, legten den Grund zu einer Krankheit, die den darauf folgenden Winter ausbrach und mich abhielt Bonapartes raschem Sieges-

zunge nach Kärnthen zu folgen. In Udine lag ich gegen vier Monathe, ohne alle Hoffnung des Aufkommens darnieder. Als ich außer Gefahr war, verlangte ich nach Mailand gebracht zu werden, wo ich den größten Theil des Sommers theils im Bette, theils außer demselben zubrachte.“

„Mein guter Vater war dahin geeilt, um selbst für mein ferneres Aufkommen die nöthige Sorgfalt zu tragen. Ihm verdanke ich es und Theresens zärtlichen und liebevollen Zusprüchen, wenn ich den darauf folgenden Herbst mit ihm auf sein Landgut reisen konnte. Dort hatte ich noch den ganzen Winter zu thun, bis ich sagen konnte, daß ich völlig und ohne einen Rückfall zu befürchten, wiederhergestellt sey. Aber unterdessen war ich bei der Armee gänzlich in Vergessenheit gerathen. Nach Bonapartes Abreise war der größte Theil meiner ehemaligen Kameraden entweder abgegangen oder versetzt worden

und diejenigen, welche zurück geblieben waren, hielten mich für todt oder wußten doch nicht, wo ich hingekommen war. Ich schrieb an den Minister, an Bonaparte, an den dermaligen Chef des Generalstabes der Armee und bat um meine Entlassung oder um einen förmlichen Konvalescenten — Urlaub. Niemand antwortete mir und so verlebte ich einen Monath nach dem andern, ohne eigentlich zu wissen, ob ich mich noch als zur Armee gehörig betrachten solle oder nicht.“

„Und doch war mir an der Entscheidung dieser Frage jetzt alles gelegen, denn von ihr hing meine Verheirathung, die Bestimmung des Glücks meines ganzen zukünftigen Lebens ab. Auch um vor den Nachstellungen meines Vetters, der bei der Departementsverwaltung sich in einen wichtigen Posten einzuschleichen gewußt und unter dem Gesindel von Chambéry einen großen Anhang hatte, sicher zu seyn, war es nothwendig, daß nach meiner

Genesung, meine fernere Abwesenheit von der Armee auf eine gesetzmäßige Weise bestätigt würde. Da ich überzeugt war, daß er, um meine Verbindung mit Theresen zu hindern und mich ins Unglück zu stürzen, alles anzuwenden im Stande sey, so kam mir die Nachricht, daß der General Brune zum Obergeneral der italiänischen Armee ernannt sey, ganz erwünscht. Ich hatte Gelegenheit gehabt, ihn im Venetianischen kennen zu lernen und durfte mir versprechen, Alles was ich wünschen würde, von ihm zu erhalten.“

„Da wir vermutheten, daß er aus der Schweiz über Chambery nach Mailand gehen würde, so nahm ich mir vor, daselbst seine Durchreise abzuwarten. Allein mein Schicksal hatte beschlossen, mich, so nahe am Ziele, noch einmal davon zurückzuschleudern; ich verfehlte den Obergeneral. Mein Vetter benutzte diesen Umstand, um allerhand Gerüchte gegen mich auszustreuen, und die Jakobi-

ner, die nach dem 18. Fruktidor, in meinem Departemente besonders, den Kopf wieder sehr empor gehoben haben, gegen mich aufzubringen. Da ich mich in Chambéry nie in der Uniform zeigte und mich ein wenig *à l'incroyable* kleidete, auch bei Gelegenheit den Anarchisten und rothen Mützen derbe Wahrheiten sagte, so brachte ich sie alle so sehr gegen mich auf, daß sie neuerdings sich an mir zu rächen schwuren. Meine Abwesenheit von der Armee, die sie für eine feige Entweichung ausgaben, bot ihnen die schönste Gelegenheit dazu an.“

„Vor ungefähr acht Tagen begegnete ich meinem Vetter auf dem Freiheitsplatze. Er gieng auf mich zu und fragte mich im Tone eines Vorgesetzten, was ich in Chambéry mache und warum ich, als Konscribirter, die Armee ohne Erlaubniß verlassen habe? Diese Fragen würden mich von jedem andern verdrossen haben, wenn auch die Absicht mich

zu beleidigen, nicht so klar wie hier, dabei am Tage gelegen hätte. Ich antwortete ihm, wie er es verdient hatte, es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns, der eine große Menge müßiger Leute herbei zog; er beschuldigte mich des Royalismus und der Desertion, ich klagte ihn des Jakobinismus an und warf ihm seine Niederträchtigkeiten vor, wir erhitzen uns, die Geduld vergieng mir endlich und ich schlug ihn hinter die Ohren.“

„Dies war ein Majestätsverbrechen, das ich nicht an dem Vetter, sondern an einem der ersten Beamten im Département begangen hatte. Man hielt mich fest, die Wache kam und den folgenden Tag wurde ich als Deserteur zur Armee nach Italien abgeführt. Diese Nachricht muß für Theresen und für meinen Vater ein Donnerschlag gewesen seyn, sie haben sie beide erst erhalten, als es schon zu spät war, mich zu retten. Indessen so habe ich, außer der Unannehmlichkeit, einige Tage als Ar-

restant behandelt worden zu seyn, weiter nichts zu befürchten. Sobald ich in Italien das erste Militairkommando erreicht habe, bin ich frei, dafür stehe ich ihnen; ich stelle mich alsdann freiwillig im Hauptquartier und hoffe, daß der General mir für die einem Offizier angethane öffentliche Schande Genugthuung zu verschaffen wissen wird. Ob ich gleich noch nicht fünf und zwanzig Jahr alt bin, so kann man mir doch wegen meines Ranges keine Schwierigkeiten machen, wenn ich meine gänzliche Entlassung verlange und sollte man mir diese abschlagen, so giebt mir der Obergeneral gewiß einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und mit diesem kann ich alsdann zu Hause bleiben, so lange es mir selbst gefallen wird.“

Hier endigte mein unterhaltender Reisegefährte seine Erzählung. Ich habe keine Ursache zu glauben, daß sich in der Folge nicht alles so zutragen werde, wie er es mir vorhergesagt hat. Es würde mir wenigstens sehr

leid thun, wenn er noch länger so harten Prüfungen ausgesetzt werden sollte; er verdient sie keinesweges und ich glaube, daß wenn anders Therese seinen wahren Werth zu schätzen weiß, sie beide sehr glücklich seyn werden.

Neunter Brief.

Turin den 8. Mai.

Die Erzählung der Geschichte meines Reise-
gelehrten hat mir so viel Zeit weggenommen
und mich gehindert, Sie mit meinen hier ge-
machten Bemerkungen zu unterhalten, daß
mir nun eine Menge Sachen, die alle mehr
oder weniger interessant sind, nachzutragen
übrig bleiben. Ich rechnete auf ihre gütige
Nachsicht, als ich mich, sie in meinen Brie-
fen einzuschalten, entschloß. Sollte ich mir
aber zuviel erlaubt haben, so bitte ich Sie
recht sehr deswegen um Verzeihung und ver-
spreche Ihnen, daß mich von nun an nichts
mehr von dem einmal betretenen und von
Ihnen

Ihnen gut 'geheissenen Weg abbringen soll. Zum Beweise, wie aufrichtig ich es damit meine, hebe ich hier gleich den Faden wieder auf, wo ich ihn in meinem vorhergehenden habe fahren lassen und ersuche Sie, mir von Susa über St. Ambrosio nach Turin zu folgen.

Die Sonne war so eben aufgegangen, als wir Susa verliessen und an dem Garten eines Kapuzinerklosters hin, unsern Weg nach Turin fortsetzten. Der langsame Tritt der Pferde erlaubte mir, mich nach allen Seiten bequem umzusehen und so wohl die Landschaft, als ihren Anbau zu bemerken. Die Aecker und Wiesenfelder waren mit frischem Grün bedeckt und ergötzten das Auge zwischen den Hecken und Obst- und andern Bäumen, die sie sowohl von der Seite der Landstrasse, als auch gegen die Dörfer hin, die gewöhnlich in einiger Entfernung von derselben liegen, begrenzen. Maulbeerbäume wurde ich bis gegen St. Am-

brozio wenige gewahr; die Nähe der Berge muß entweder ihr Fortkommen erschweren, oder dem Blatte eine der Seide nachtheilige Festigkeit geben. Dafür aber erblickte ich desto mehr Fruchtbäume, schöne hohe Pappeln, Weiden, Erlen und junge Eichen. Diese letztern liefern dem Landmann das nöthige Brennholz, denn außer auf den Gebirgen ward ich, so weit mein Auge reichen konnte, keine Waldungen, so wie man sie in andern Ländern antrifft, gewahr.

In St. Ambrosio, einem kleinen unansehnlichen Städtchen, fütterte mein Vetturino. Beim Aussteigen fiel mir ein fürchterliches Geschrei auf, das aus einer der Gaststuben kam und von welchem ich nur die Worte *cinque, tre, otto, sei*, die sehr schnell hinter einander und mit vieler Heftigkeit ausgesprochen wurden, unterscheiden konnte. Ich eilte mich davon zu unterrichten und als ich in das Zimmer eintrat, sah ich zwei Männer mit

ausgestreckten Armen und geballten Fäusten einander gegen über sitzen und wenn der eine *sette* oder *nove* rief, so entgegnete ihm der andere mit *quattro* oder *tutti*. Mehrere Leute standen sehr aufmerksam um sie herum und schienen, wie ich glaubte, den Ausgang ihres Zwistes mit der größten Ruhe abzuwarten. Ich redete einen von ihnen französisch an und bat ihn, mich mit der Ursache dieses Streites bekannt zu machen; allein er verstand mich entweder nicht oder wollte sich durch nichts abhalten lassen, ihn bis zur Ausgleichung unausgesetzt zu beobachten.

Unterdessen war eine kleine Pause eingetreten; die beiden Kämpfer hatten sich, wie ich gewahr wurde, auf *sette* vereinigt und einer von ihnen bemerkte dieses auf dem Tische, mit einem Striche, den er mit Kreide zu mehreren andern hinzufügte. Ich glaubte nun, es würde damit abgethan seyn. Allein ich hatte mich geirrt. Nach einem kurzen

Wortwechsel von beiden Seiten, in welchen sich auch die Umstehenden mischten, den ich aber wegen dem Patois, in welchem er gehalten wurde, nicht verstand, fiengen sie wieder von neuem an, ihre geballte rechte Faust gegen einander auszustrecken und abwechselnd alle Zahlen bis Zehn einander zuzurufen und dabei jedesmal einige Finger aufzumachen. Ihr fürchterliches Geschrei kontrastirte so sehr mit der sie umgebenden Stille und bildete ein so grelles Ganze, daß mir endlich alle Geduld vergieng und ich einen Reisenden, der eben in die Stube trat, ersuchte, mir das sonderbare Betragen dieser zwei Wahnsinnigen, denn dafür mußte ich sie halten, zu erklären. Er lächelte, als ich ihn mit so vieler Hastigkeit darüber ansprach und da er das Französische nicht übel redete, so erfuhr ich von ihm, daß es nichts weiter, als ein in Piemont unter der gemeinen Volksklasse sehr übliches Spiel, *l'Amore* genannt, sey. Sie wissen — fuhr er

mit vieler Artigkeit fort — daß die Piemonteser dem Spiele außerordentlich ergeben sind. Aber nicht immer hat man Karten oder Würfel bei der Hand und kann folglich auch diesen Hang, wenn er zur Leidenschaft geworden ist, nicht immer befriedigen. Diesem nun abzuhelpen und sich das Vergnügen des Spiels zu jeder Stunde des Tages, beim Gehen, Reiten oder Fahren zu verschaffen, hat man dieses hier sehr beliebte Fingerspiel erfunden. Die Spielenden heben zu gleicher Zeit einen oder auch mehrere Finger der ausgestreckten Hand auf und wer die Anzahl von beiden erräth, hat gewonnen. —

So weit der Reisende. Ich trat nun nochmals hinzu und es ward mir begreiflich, warum die beiden Spielenden die Arme schnell nach einander ausstreckten, einen oder mehrere Finger der geballten Faust in die Höhe hoben und dabei aus vollem Halse *tre, otto, sei* schrieen. Da es nun aber auch den Reiz des

Ungewöhnlichen verlohren hatte, so ward es mir bald so lästig, daß ich es nicht länger mehr im Zimmer aushalten konnte. Im Garten dachte ich darüber nach und machte meine eigene Bemerkungen über die Resultate des erfinderischen Geistes der Menschen. Am meisten gab mir der Name dieses Spiels *l' Amore* zu schaffen. In jedem andern Lande treibt dieser schelmische Gott, so dachte ich, gewöhnlich sein Wesen im Stillen und vermeidet alles Geräusche; hier aber scheint er nach ganz andern Grundsätzen zu verfahren. Ich muß mich doch bei dem Fremden nach dem Ursprung des Namens dieses Spiels erkundigen, — so dachte ich weiter und gieng wieder in die Stube zurück. Meine Frage setzte ihn in Verlegenheit, und ich wurde gewahr, daß er sie für eine Persifflage hielt. Diesen Irrthum benahm ich ihm sogleich, konnte aber doch weiter keine andere Erklärung von ihm darüber erhalten, als daß ich bei meinem längern Aufenthalte in

Italien noch oft genug Gelegenheit haben würde, das Geräuschvolle des italiänischen Amors kennen zu lernen. — Mit dieser, im Grunde sehr unverständlichen und dunklen Antwort mußte ich mich begnügen und Sie müssen es mir nicht zuschreiben, wenn ich Ihnen vor der Hand auch keinen erklärenden Kommentar darüber geben kann. Sollte ich aber in der Folge wirklich Gelegenheit finden, das Dunkle derselben aufzuklären, so will ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihn nachzutragen.

Von der letzten Poststation vor Turin an, führt eine breite durchaus mit Steinen gepflasterte Chaussée bis an die Thore der Stadt. Zu beiden Seiten derselben sind Bäume gepflanzt, die aber, da sie noch sehr jung sind, kaum den Fußgängern einigen unbedeutenden Schatten gewehren. Da es grade an einem Sonnabend war, wo ich in Turin eintraf, so begegnete ich vor der Stadt einer Menge junger Bauern und Bäuerinnen, die entweder auf

Eseln reitend, oder zu Fuß ihrer Heimath zueilten. Die leeren Körbe, welche sie meistens auf dem Kopfe trugen, bewiesen mir, daß sie dieselbe für den Sonntag mit Gemüse und Früchten versorgt, und das feine Brodt, Fleisch und andere Sachen, die sie dagegen eingekauft hatten, ihre Absicht, sich den folgenden Tag es wohl seyn zu lassen. Es gehört so wenig dazu, diese im Grunde äußerst mäßige und mit so vielen Bedürfnissen unbekannte Klasse von Menschen froh und zufrieden zu machen und doch lassen wir uns so sehr nöthigen, ihnen die schweren Arbeiten, bei welchen sie fast unterliegen, auch nur einigermaßen minder fühlbar zu machen.

Als ich noch ungefahr eine Stunde von Turin seyn mochte, ward die Strasse immer lebhafter, die Dörfer, durch welche ich fuhr, erhielten ein reizenderes und von mehr Wohlstand zeigendes Aeussere, die Anzahl der Landhäuser, Gärten und Wiesen nahm fast mit je-

der Viertelstunde zu, sie wurden immer größer und geschmackvoller, je näher ich kam und wäre ich auch nicht im Hintergrunde die Stadt selbst, in schwarze Gewitterwolken eingehüllt, mit der über ihr hervorragenden, auf einem hinter derselben befindlichen Berge erbauten Kirche, dem Begräbnissorte der Könige von Sardinien, gewahr worden, so würde ich doch schon aus allen diesen Merkmalen geschlossen haben, daß ich mich in ihrer Nähe befinden müsse. Ich mochte aber noch eine kleine halbe Stunde davon entfernt seyn, als ich auf einmal zu beiden Seiten der Straße, nichts als leere Felder, Wiesen und weder Gärten noch Landhäuser mehr erblickte. Dieser plötzliche Wechsel der Ansichten fiel mir so sehr auf, daß ich mir lange über die Ursache desselben den Kopf zerbrach. Aber bald verschwand jeder Zweifel, denn zur Rechten der Chaussée ward ich die feste und starke Citadelle gewahr und fand es nun ganz natürlich, daß es nie-

mand gewagt habe, in ihrer Nähe seinen Sommersitz aufzuschlagen.

Das drohende Gewitter hatte sich indessen in einen heftigen Regen aufgelöst, der mich kurz vor der Stadt traf. Dies mochte wohl die Ursache seyn, warum man mich unter dem Thore so schnell abfertigte, meinen Koffer, den man in Novalese für ein paar piemontesische Livres nur angesehen hatte, nicht aufmachte und mich sogar um die *buona manu* anzusprechen unterließ. Beide, der Korporal und der Visitator, ließen sich ohne Einrede mit dem Bedeuten meines Vetturino, francese abfertigen, fragten kaum, wo ich abzustiegen gedächte und eilten, um nur sobald als möglich wieder aus dem Regen zu kommen, in die Wachtstube zurück. — Meine Ankunft im englischen Wappen habe ich Ihnen schon beschrieben, ich habe also nicht mehr nöthig Ihnen diese Szene noch einmal auszumalen. Sollten Sie aber neugierig zu

wissen seyn, ob sich das höfliche und zuvorkommende Betragen, welches die *Camerieri* in der Folge gegen mich annahmen, erhalten hat, so muß ich Ihnen leider berichten, daß sie nichts mehr davon abzubringen im Stande gewesen ist. Sie haben mich nun gar schon zu einem *Signor Conte* gemacht und ich fürchte, ich fürchte, ich werde ihr Diplom theurer, als in der Wiener Staatskanzlei bezahlen müssen.

Ich wage es noch nicht, Ihnen eine Schilderung von dem äußern Ansehen der Stadt zu entwerfen, denn die mannigfaltigen Bilder, welche sich seit meinem hiesigen Aufenthalte davon in meiner Seele abgedrückt haben, sind zu verworren, als daß ich sie jetzt schon abzusondern und jedes einzeln darzustellen im Stande wäre. Unterdessen erlauben Sie, daß ich Sie ins Theater führe. Sie werden dort eine italiänische Oper sehen und den ungeheuren Unterschied bemerken, der sie von der französischen und der guten Deutschen unter-

scheidet. Das Theater, auf welchem im Sommer gespielt wird, heisst das *carignanische* und zwar weil es dem Fürsten dieses Namens gehört und auf dem Platze *Carignan*, seinem Pallaste gegen über, sich befindet. Ausser diesem giebt es hier noch ein gröfser Theater, auf welchem aber nur zur Karnavalszeit gespielt wird. Es führt den Namen des Künstlers, nach dessen Zeichnungen es erbaut worden ist und heisst *il teatro d' Alfieri*. Ich habe noch keine Zeit und Gelegenheit es zu sehen gehabt, allein Kenner haben mich versichert, dafs es zu den gröfsten, geschmackvollsten und prächtigsten Theatern von Italien gehört und sehr gut nach dem von Neapel aufgeführt werden könne. Wenn ich wüfste, dafs es sich der Mühe lohnte, es unbeleuchtet zu sehen, so würde ich mir es gewifs zeigen lassen; allein da sich der Art Gebäude nur in den Momenten vortheilhaft darstellen, für welche sie errichtet sind, so werde

ich mich wohl nie durch eigene Erfahrung davon überzeugen können. Sie müssen mir also auf mein Wort glauben, was ich Ihnen davon gesagt habe; sollten Sie aber Zweifel deswegen hegen, so ziehen Sie Volkmann und Lalande darüber zu Rathe und ich glaube, Sie werden sie beide befriedigt aus der Hand legen.

Es würde verwegen von mir seyn, wenn ich nach Ansicht eines einzigen und nicht ganz rein italiänischen Theaters, den Versuch wagte, die hier gemachten Bemerkungen als auf alle theatralischen Vorstellungen in Italien passend auszugeben, oder von dem kleinen und unbedeutenden Theater Carignan auf alle übrigen schlosse. Kaum habe ich den Fuß in dieses Land gesetzt, kaum habe ich um mich blicken können und alles ist mir so neu und ungewöhnlich, daß ich aus Furcht falsch zu sehen und zu urtheilen, mich lieber jeder Bemerkung enthalte, als daß ich mich

der Kränkung aussetzen sollte, in der Folge wieder zurück nehmen zu müssen, was ich hier als allgemeine Regel bestimmt hätte. Unter dieser Bedingung, die ich mir zum unverbrüchlichen Gesetz in Ansehung Alles dessen, was die verschiedenen Provinzen Italiens, die ich zu bereisen hoffe, gemeinschaftlich haben, gemacht habe, kann ich mich nur allein anheischig machen, Sie in das hiesige Theater zu führen und Sie daselbst auf dasjenige aufmerksam zu machen, was mir gestern und vorgestern in demselben aufgefallen ist.

Da die Logen vom ersten, zweiten und dritten Range alle vermiethet sind, so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich Sie aufs Parterre führe. Zwar könnte ich, obgleich nur ein sehr neugebackener *Signor Conte*, Ansprüche auf einen Platz in den für die Adlichen nur allein offenen Logen machen, allein da es mit der verlangten Vorzeigung meines Diploms und noch mehr meines Stammbaumes etwas

mislich aussehen könnte, so will ich lieber bescheiden mich unter diejenige Klasse von Bürgern mischen, bei welchen eigene Verdienste mehr als angeerbte gelten. Zwar erblicken Sie hier auf dem Parterre, in dem hinter den Bänken befindlichen Raume, manche Uniform, die eine hochadliche Geburt voraussetzen läßt. Allein dieses ist nicht auf alle gleich anwendbar, denn manche verbirgt einen biedern Schweizer, der, wenn er hiersich Herr von nennt, nur den Umständen nachgeben zu müssen geglaubt hat. Sollten Sie ihn in seinem Vaterlande wiedersehen, so würden Sie ihn, entblößt von allem Flitter, als einen edeln, auf seine Rechtschaffenheit nur allein stolzen Bürger finden.

Ich will vorangehen und Ihnen in den ersten Bänken einen bequemen Platz ausfindig zu machen suchen. — Folgen Sie mir, die französische Galanterie hat sich auch hier nicht verleugnet; ein Fremder dieser Nation,

den ich heute zum erstenmale sehe, tritt Ihnen den seinigen und was noch mehr ist, neben seiner schönen und reizenden Begleiterin ab. Sie kommen, so viel ich in der Geschwindigkeit habe erfahren können, so eben erst aus Paris und wenn das Frauenzimmer auch nicht die beste Gesellschaft seyn sollte *), so hat es
hier,

*) Eine Frau von guter Gesellschaft heißt bei der französischen Armee in Italien eine wirklich verheirathete Frau. Da diese sehr selten und die meisten nur *filles entretenues* sind, ob sie gleich den Nahmen ihres sogenannten Gemahls führen, so muß man sich sehr in Acht nehmen, verhehlchte Frauenzimmer mit ihnen in Gesellschaft zu bringen. Dies hindert jedoch nicht, daß sie sich nicht allenthalben eindringen und da sie gewöhnlich auch mehr Witz, Verstand und sogar Decenz als die verhehlchten Frauen besitzen, so nimmt man es so genau mit ihnen nicht und ignorirt

hier, wo Sie beide niemand kennt und wenn sie nur artig ist, wenig zu sagen. — Ich nehme meinen Platz auf der Bank hinter der Ihrigen und stehe zu Befehle, so oft Sie mich nöthig haben werden.

Sie sehen, das Innere des Gebäudes fällt recht gut ins Auge, die Logen scheinen bequem und die allenthalben angebrachten Verzierungen nicht überhäuft zu seyn. Aber leer sind sie beinah noch alle. Als ich das erstemal hier war, fand ich es eben so, wurde aber gewahr, daß sie sich in der Mitte und zu Ende des ersten Aktes allmählig anfüllten. Jemand aus dem Parterre, den ich darüber ansprach, versicherte mich, daß dieses Sitte in Turin sey. Der Adel kommt nur des Ballets wegen ins Theater und da jede Oper gewöhnlich

ignorirt, was die ganze Welt weiß. Den Pariser Prüden verzeiht man es nur allein, wenn sie diese Keckheit revoltirt. A. d. V.

zwanzig bis dreissigmale hinter einander wiederholt wird, so können Sie sich leicht denken, daß man sie den dritten Abend schon satt hat. Das Ballet nur allein scheint für die Turinerwelt einen immer neuen Reiz zu behalten, und soviel ich habe bemerken können, so interessiert man sich für die grotesken Tänzer am allermeisten. Während der Pantomime und der Entwicklung des Sujets läßt sich niemand in der Unterredung stören, aber kaum treten die Grotesken auf, so steckt alles die Köpfe zu den Logen heraus, die Unterhaltung wird augenblicklich abgebrochen und man hört und sieht nichts, als ihre seltsamen und halsbrechenden Sprünge.

Das Orchester, wie Sie schon aus der *Ouverture* abnehmen, könnte besser besetzt seyn, zumal da es hier mehrere ganz geschickte Musiker giebt. Allein diese spielen nur selten an diesem Theater und man kann sie nicht anders, als in Konzerten und wenn im großen

Opernsale Vorstellungen gegeben werden, hören. Das Stück, welches gegenwärtig gespielt wird, ist ein aus den drei Sultaninnen zusammengestoppertes und nach italiänischem Zuschnitte eingerichtetes Flickwerk; die Worte und der ganze Zusammenhang sind erbärmlich, aber die Musik hat Schönheiten, die mehr herausgehoben zu werden verdienten. Indessen werden Sie finden, daß die *prima donna* nicht übel singt, doch sieht man es ihr an, daß sie in ihren jüngern Jahren mehr tragische als komische Rollen gespielt haben muß, denn sie weiß sich so wenig in diese letztern zu finden, daß man mehr über ihr falsches Spiel, als über das wirklich Komische, welches darinn liegt, lachen muß. —

Ihrer Nachbarin will, wie ich höre, die Vorstellung ganz und gar nicht behagen. Aber es ist auch kein Wunder, wenn man aus der Pariser Oper auf einmal in die hiesige versetzt wird. Die Decenz, der schöne Zusammen-

hang und der harmonische Einklang aller, wenn auch nicht ganz vollkommener Theile, die sie auszeichnen, müssen einem eine Oper unausstehlich machen, in welcher sich die Schauspieler unter einander zu lachen, zu sprechen und allerhand Späschen erlauben, wo man es nicht so genau nimmt und ein paar Minuten zu früh oder zu spät auftritt und wo die verschiedenen Abstufungen so grell ins Auge fallen, dafs es unmöglich hält, sie an einander zu reihen. — Indessen lassen Sie sich durch ihre beissende Anmerkungen nicht gegen alle italiänischen Theater einnehmen; dieses hier ist eines der mittelmässigsten und so wie das Land und die Einwohner noch nicht rein italiänisch. Wenn Sie die grofse Oper zu Mailand, Venedig und Neapel gesehen haben werden und wenn Sie Ihren Erwartungen eben so wenig wie diese entspricht, nun, dann brechen Sie den Stab darüber, aber bis dahin flehe ich um Gnade für das italiänische Theater.

Ehe Sie das Haus verlassen muß ich Sie bitten, einen Blick auf die große Mittelloge zu werfen. Sie sehen in derselben die lebenswürdige Prinzessin Carignan mit ihren beiden Hofdamen. Die Polen und Sachsen sind stolz auf diese schöne Blume und eignen sich sie beide zu. Aufgewachsen in einem kalten Klima hätte man meinen sollen, sie würde unter Italiens Himmel verpflanzt, nur um so üppiger aufzuschießen. Aber es scheint, das Gegentheil davon ist erfolgt. Die schwerfällige spanische Hofetikette verbeut ihr jede natürliche Entwicklung, sie muß Prinzessin seyn, ohne Weib seyn zu dürfen, niemand versteht sie, sie darf sich niemand verständlich machen, gleich einem Kinde zerrt man sie unaufhörlich am Gängelbände des Zeremoniels herum und ihr zur Seiten sind beständig mechanische Wesen bereit, ihr Handlungen anzuempfehlen, die mit ihrem Charakter, eben so wenig, wie mit ihren Gefühlen, übereinstimmen.

Der Trofs der Höflinge preiset sie glücklich, beneidet sie wohl gar deswegen; aber wen der Schimmer, der sie umgiebt, nicht blendet, fühlt nur um so mehr das Peinliche ihrer Verhältnisse, jemehr er überzeugt ist, daß häusliches, bürgerliches Glück ihr über alles geht. Als Fremde hat sie sich schneller, als es zu erwarten stand, die Liebe und Achtung des bessern Theils der Nation zu erwerben gewußt; sie ist wegen ihrer Einfachheit und ihrem vortreflichen Charakter von allen denjenigen angebetet, die mit dem spanischen, ins Lächerliche fallenden Zeremoniel des Hofes gespannt sind. Was aber die Oberhofmeisterinnen und die Hofmarschälle von ihr halten, werden Sie sich leicht denken können.

Nach dem, was Sie in diesem Theater gesehen und gehört, so werden Sie gefunden haben, daß man es wohl eine, auch zwei Stunden in demselben aushalten kann. Aber bis ein Uhr nach Mitternacht dort zu sitzen, das

ist für einen Fremden platterdings unmöglich. Man muß durchaus Bekannte antreffen, mit welchen man die Zeit verplaudern kann und ist dieses nicht der Fall, so möchte man schon in der zweiten Stunde vor langer Weile umkommen. Sie werden auch bemerkt haben, daß alles im Parterre schwatzt und daß die Kaufleute sogar hier Geschäfte abmachen. Dieses ist oft die Ursache, daß Personen ins Theater gehen, die ohne diese Bequemlichkeit wohl nie hieher kommen würden, wenigstens haben mich verschiedene meiner hiesigen Bekannten versichert, daß wenn sie jemand nothwendig sprechen müssen und ihn den ganzen Tag hindurch nirgends angetroffen haben, so brauchen sie nur des Abends ins Theater zu gehen, wo sie ihn gewiß finden. — Wenn ich anders die italiänischen Theater von der Seite richtig beurtheile, so glaube ich, kann man sie mit einem Kaffeehause sehr gut vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß

aufser den Erfrischungen auch noch Musik, Gesang und Tanz in demselben gereicht werden. Man spricht wenigstens, lacht und macht Geschäfte in jenen, eben so gut, wie in diesen ab.

Zehnter Brief.

Turin den 9. Mai.

In meinem letztern führte ich Sie ins Theater, in diesem muß ich Sie bitten, mir in die Kirchen zu folgen. Freilich hätte ich, als ein guter Christ, Sie dahin zu allererst begleiten sollen, allein Sie wissen wohl, man thut nicht immer, was man für recht erkennt, ob man es gleich hintendrein sehr oft Gelegenheit zu bereuen hat. — Indessen so kann ich Ihnen wahrlich nicht sagen, wie ich dazu gekommen bin, so sehr gegen alle Regeln der Etikette zu verstossen. Ich hätte Ihnen eben so gut die Kirchen, wie die Komödie zeigen können,

ja mein Interesse, glaube ich, würde sogar dabei gewonnen haben, denn wenn es wahr ist, daß der Mensch sich gern mit dem, was er gesehen, gelesen oder gehört hat, wichtig macht, so würde ich dort weit mehr Gelegenheit dazu gefunden haben, als in dem amsee-lichen Theater und wo mich noch überdies die schöne gesprächige Pariserin gar nicht zum Worte kommen liefs. Ich muß Ihnen gestehn, ich bin noch ganz aufgebracht über sie, jeden feinen Witz, den ich anbringen wollte, stahl sie mir aus der Seele, sie kam mir mit allen Anmerkungen zuvor und wenn ich irgend ein beissendes Epigramm gegen den Ausdruck der Sänger hinwarf, so that sie entweder, als bemerkte sie es nicht, oder schlug es mit einem noch spitzigern zu Boden. Aber ich will mich an ihr rächen, sobald ich sie irgendwo wieder finde; kabaliren will ich gegen sie und hat sie ihre Rolle nicht recht gut einstudirt, so bringe ich sie gewifs, bei der

nächsten Gelegenheit, aus dem Zusammenhange. —

Sie werden sich erinnern, daß ich an einem Sonnabend hier angekommen bin. Als ich daher den folgenden Tag ausgieng, schlug mir mein Lohnlakei vor, einige Kirchen zu besuchen, weil ich doch außer denselben, wenig sonst an einem Sonntage zu sehen bekommen würde. Ich war es zufrieden und gieng mit ihm in mehrere der vornehmsten derselben. Unterdessen aber hatte es elf Uhr geschlagen und da ich von ungefähr vor dem Schloßplatze vorbei gieng, so sahe ich eine Menge Menschen in den königlichen Pallast hineineilen. Mein Lohnlakei machte mich aufmerksam darauf und rieth mir, mich ebenfalls dahin zu begeben, wenn ich den König in die Messe gehen sehen wollte. Seit vier Jahren hatte ich keinen König, keinen Hof gesehen, ich hatte nur einen dunkeln Begriff von dem, was man ehemals in Paris damit andeutete: *voir le*

roi aller à la messe, und nun sollte ich nur ein paar Schritte thun, ein kleines Stündchen warten, um wieder einen Monarchen von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, und eine Vorstellung von dem Messegehn eines katholischen Königs zu erhalten. Dies war alles zu neu für mich, der Reiz davon war zu groß, als daß ich ihm hätte widerstehen können. Ich drängte mich durch die Menge, durch die aufziehende Wache der Gardien, kam in den Schloßhof, eilte die Treppe hinauf und stand im Begriff den Saal zu verfehlen, wenn mich nicht ein Fremder zurecht gewiesen hätte. Mein Lohnbediente folgte mir einige Sekunden später dahin nach, er hatte sich ganz außer Athem gelaufen und klagte mir es mit einem *corpo di Baco* *).

*) Dies ist eine gewöhnliche Ausrufung der Italiäner, wenn sie über irgend etwas ihren Unwillen oder ihre Bewunderung andeu-

Der Saal, durch welchen der König aus seinen Zimmern in die Kapelle des heiligen Schweifstuches (*San Sudario* oder *Santissima Sindone*), die mit der Kathedralkirche zusammenhängt, zu gehen pflegt, ist von ziemlicher Gröfse, aber leer und ohne alle Zierrathen. Ich traf in demselben eine Menge Menschen, von jedem Geschlecht, Alter und Stande; einige hielten Bittschriften in der Hand, um sie dem Könige beim Durchgehen zu überreichen; andere, die wohl mehrentheils fremde Reisende seyn mochten, hatte blofs Neugierde dahin geführt. Aufser diesen liefen mehrere Hofbedienten, Pagen, Kammerherren, Offiziere und besternte und bebänderte Staatsbeamten auf

ten wollen. Aufser diesem haben sie auch noch *corpo di Cristo! corpo di dio santo!* und Damen vom ersten Range habe ich c und b wiederholend ausrufen gehört. A. d. V.

und ab; ganz gravitatisch aber und mit abgemessenem Schritte gieng ein Schweizer von der Garde, in einem auf allen Nähten galonirten Rocke mit seiner Hellebarde vor dem Eingange zu den Zimmern des Königs hin und her. Es fiel mir auf, daß ich unter der hier versammelten Menge auch französische Offiziere in ihrer Uniform herum spazieren sah. Es waren meistentheils Leute von gesetzten Jahren, die an dergleichen Schauspiele gewöhnt, hier wahrscheinlich ihre Vorliebe für selbige zu befriedigen und sich einen Genuß zu verschaffen kamen, den sie nun in Versailles vergeblich suchen müssen.

So lange die Stunde, an welcher der König in die Messe zu gehen pflegt, noch nicht geschlagen hatte, lief alles im Saale ohne Ordnung mitten und durch einander. Seine nahe Ankunft wurde durch die Erscheinung des Hofkapellans angekündigt, der sich in die Kapelle begab. Die wachthabenden Schweizer

ersuchten nun die Anwesenden, sich in zwei Reihen von einer Thür bis zur andern zu stellen und kaum hatte ich meinen Platz an derjenigen, durch welche er hinausgehen mußte, eingenommen, als man zu den Waffen rief und mehrere Hofjunker, Pagen und Gensdarmen aus den königlichen Vorzimmern in den Saal traten und ebenfalls zwei Reihen bildeten. Hätte man mir den König nicht gezeigt, ich würde ihn wahrhaftig nicht unter der blassen, mageren und kränklichen Figur gesucht haben, die zu erst heraustrat und ihre rothen, triefenden Augen so freundlich als möglich auf die anwesende Menge warf. Er war in Uniform gekleidet, die ihm wie ein Sack auf dem Leibe hieng, in Schuhen und weissen seidenen Strümpfen und den Huth unter dem Arm. Sein ganzes Aeussere zeigte eine von Gram und Sorgen untergrabene Gesundheit an und wenn ich anders den Ausdruck auf seinem Gesichte richtig beurtheilt

habe, so hat ihn sein Hang zur Frömmerei und Devotion gegen Alles, was ihm in diesem Leben begegnen kann, schon ganz gleichgiltig gemacht. Er ist gefasst auf Alles, aber mehr, weil er es als Schickung des Himmels, als wie nothwendige Folge der Umstände betrachtet. —

Nach dem Könige folgten die Herzoge von Aosta und Montferrat, seine Brüder, und der Prinz von Carignan. Ersterer macht eine eben so erbärmliche Figur und scheint, wie der König, an einer unangenehmen Augenentzündung zu leiden. Jünger, frischer und stärker als beide sieht der Prinz von Carignan aus, aber ich könnte wahrhaftig nicht sagen, daß ich ihn schön gefunden hätte. — Das Gesicht der Königin konnte man nur mit genauer Noth sehen, es war beinahe ganz in einen schwarzen Capuchon versteckt. Sie hatte, ihrem Gelübde gemäß, ein wollenes Kleid von blauer Farbe an, das aber nichts destoweniger einen spanischen

spanischen Reifrock deckte und dessen lange Schleppe zwei Pagen trugen. Ihre Hofdamen, ebenfalls alte Mütterchen, waren nach den nehmlichen Grundsätzen des Ceremoniels gekleidet und ich muß Ihnen gestehn, daß ich dabei sehr stark in Versuchung gerieth, das Ganze für eine komische Maskerade zu halten. Sie wissen, ich habe nun schon beinah seit fünf Jahren keinen Hof und keinen Stern und Band mehr gesehen und es ist mir wohl zu verzeihen, wenn ich, aus der einfachen und simpeln Schweiz auf einmal mitten in die gothischen Gebräuche der spanischen Etikette versetzt, lächerlich und abentheuerlich finde, was hier als von der größten Wichtigkeit angesehen wird und in mancher Rücksicht auch wirklich nicht so ganz zweckwidrig seyn mag. Der Pöbel ist nun einmal dazu verdammt, auf Glanz und Schimmer mehr, als auf reellen Werth zu halten und so lange er von dieser Sucht nicht geheilt ist, wäre es höchst unpolitisch ihm den

Genuss derselben zu entziehen. Freilich könnte man die Maskerade, denn mehr ist doch das Ceremoniel nicht; an manchen Höfen weniger vernunftwidrig einrichten; allein dieses würde den Hofmarschällen viel zu viel zu thun geben und leichter ist es auf alle Fälle, der hergebrachten Sitte Schritt vor Schritt zu folgen, als durch angestregtes Nachdenken sie mit dem Geiste des Zeitalters in Einklang zu setzen.

Während der König in der Messe war, bot sich der Kastellan an, die Fremden, welche die innern Zimmer des Schlosses zu sehen wünschten, in denselben herumzuführen. Ausser mir nahmen einige Offiziere, die ihre Frauen bei sich hatten, und mehrere Durchreisende, die sich grade im Saale befanden, sein Anerbieten mit Vergnügen an. Ich muss gestehen, dass ich an dem Ameublement und den Zierrathen der Zimmer sehr wenig Geschmack entdeckt habe, die meisten

schienen entweder ganz leer zu seyn oder waren mit Verguldungen so sehr überhäuft, daß man Sie, wenn Sie wollen, wohl königlich, aber nicht schön nennen kann. Die Decken in den vornehmsten Zimmern sind von dem sogenannten Ritter Daniel, von Beaumont und Corrado gemahlt und verdienen mehr, als eine flüchtige Aufmerksamkeit. Die Gemäldesammlung, die sich in denselben ebenfalls befindet, zeichnet sich durch ihre Auswahl nicht sonderlich aus, enthält aber doch einige Stücke, die wirklich äußerst selten und vollendet sind. Dahin gehöret vor allen andern die wassersüchtige Frau von Gerhard Douw, ein Meisterstück durch Anlage, Ausführung und Farbenmischung, wie man wenige aus der niederländischen Schule aufzuweisen hat. Ausser diesem findet man hier auch noch einige recht gute Rubens, van Dyk, von Berghem, Wouwermann, Ostade und van der Werff. Aus der

italiänischen Schule verdienen die Findung Moses und die Königin von Saba bei Salomon von Paul Veronese, der verlorhne Sohn von Guercino und die vier Jahreszeiten und eine Verkündigung von Albani besonders bemerkt zu werden. Von den Landschaften, die man hier von Claude Lorrain vorzeigt, kann ich nichts anders sagen, als dafs ich sie weit unter denen halte, welche ich von ihm, in dem Museum zu Paris, zu sehen Gelegenheit gehabt habe.

Das Kabinet, in welchem sich der König gewöhnlich aufzuhalten pflegt, ist außerordentlich einfach; außer einem Schreibtische, einem Betstuhle und den nothwendigsten Meublen findet man doch durchaus nichts königliches in demselben. Das nehmliche muß ich von dem Kabinette der Königin sagen, die, seit dem Tode ihres unglücklichen Bruders, sich von allem Irdischen losgesagt hat und nichts weiter thut, als gottesdienstliche Uebun-

gen verrichten und beten. Auch der König hat allen Ueberfluß von sich entfernt und soll mäßiger wie ein wohlhabender Privatmann leben. Und dieses sieht man auch wirklich an allem, was ihn umgiebt, und wenn ich vorher seines Hofstaates erwähnte, so sind dieses nur noch Ueberbleibsel aus der vorigen Regierung, die er mehr aus Politik, als aus Neigung beibehalten zu haben scheint. — Der verhafsteste Mann im ganzen Lande ist bei dem allen doch der König, so wenig er auch, das bin ich fest überzeugt, selbst dazu Veranlassung gegeben haben mag. Dies weiß er und fühlt es sehr tief, hat aber nicht Charakter genug, um sich darüber zu erheben oder dem Sturme, der ihm droht, kräftig vorzubeugen.

Der König war noch nicht aus der Messe zurückgekommen, als wir schon in allen Zimmern gewesen waren. Ich eilte also in die Kirche, um ihn auch da noch einmal zu sehen

und mir einen Begriff von der daselbst Statt findenden Feierlichkeit zu machen. Er befand sich im zweiten Stock der Kathedralkirche, zu welchem man hinter dem grossen Altare mehrere marmorne Stufen hinansteiget. In das Innere dieser Kapelle darf niemand ausser der königlichen Familie und dem Hofstaate hinein, aber durch das eiserne Gegitter, welches sie von der Kirche trennt, kann man die in derselben befindlichen Beter sehr bequem sehen. Eine Menge Volks hält es gewöhnlich besetzt, wenn der König darinn Messe hört; viele umgeben es aber auch aus Andacht, weil das heilige Schweifstuch dort aufbewahret wird. Ich mußte mich durch sie durchdrängen, bis ich an das Gegitter kam, und so viel Mühe mir dieses gekostet hatte, so wenig wurde ich dafür belohnt. Der König kniete im Hintergrunde zur Seite des Altars und konnte wenig gesehen werden, weil ihn sein Gefolge ganz umgab; seine Kapelle spielte eine mittelmässige Messe

und einige Kastraten sangen sie. Ich weiß nicht, ob er sich immer so wenig in der Messe gezeigt hat, oder ob es erst seitdem geschieht, daß man ihn in derselben hat ermorden wollen.

Außer der Kathedralkirche, die von dem Platze her, recht gut ins Auge fällt, sind in der Stadt noch St. Philipp und die Consolata sehenswerth. Erstere ist besonders wegen dem schönen Styl, in welchem sie erbaut ist, und den marmornen Säulen, die den Eingang unterstützen und im Innern den Plafond zu halten scheinen, sehr merkwürdig. Sie muß eine von den Kirchen seyn, welche der König vorzugsweise besucht, denn an dem nehmlichen Sonntage, an welchem ich ihn des Morgens in der Messe gesehen hatte, fuhr er des Nachmittags, von seinen Brüdern begleitet, hierher. — Die Superga, welche man erblickt, ehe man die Stadt Turin selbst gewahr wird, liegt ungefehr zwei Stunden weit davon entfernt, auf einem Berge, von welchem man

die Ebene weit umher sehen kann. Sie wurde im Jahr 1715 nach Ph. Juvaras Zeichnung angefangen und 1731. beendigt. Ihre Entstehung verdankt sie einem Gelübde wegen dem Entsätze von Turin, der im Jahr 1706. durch den Prinzen Eugen erfolgte und heute noch geht alle Jahre am 8. September zur Feier dieser Begebenheit, der König mit seiner Familie in Parade, in diese Kirche und hört daselbst die Messe. Sie ist rund und mit korinthischen Säulen von blau und grün vermischem Marmor, die ein schönes Gebälk tragen; die Kuppel aber ruht auf Säulen von graulichem Marmor. Ueber dem Hauptaltare, der sich in einer reich verzierten Rundung befindet, ist der Entsatz von Turin in Basreliefs vorgestellt. Zur Seite desselben in einer Kapelle liegt der König Victor Amadeus begraben und unter der Kirche selbst ist das Begräbnißgewölbe für alle zukünftigen Könige von Sardinien, in welchem aber bis jetzt nur

der letztverstorbene liegt. Wenn das Wetter hell und die Luft rein ist, so kann man von der Kuppel der Superga bis Mailand sehen.

Halten Sie sich fertig mich morgen in die Bibliothek und ins Museum zu begleiten; hoffentlich bin ich dort im Stande, Sie besser zu unterhalten, als es heute geschehn ist.

Eilfter Brief.

Turin den 10. Mai.

Wenn keiner meiner Briefe verlohren gegangen ist, so werden Sie gewifs, das bin ich überzeugt, meine seltene Pünktlichkeit im Schreiben schon oft bewundert haben. Allein Sie müssen wissen, vortrefflicher Freund, daß ich bei aller Unterhaltung, welche mir hier geboten wird, dennoch kein größeres Vergnügen kenne, als wenn ich des Abends, nachdem ich den ganzen Tag hindurch mich müde gesehen und gelaufen habe, in mein kleines Zimmerchen verschlossen mich meinem Nachdenken überlassen und meine gemachten Bemerkungen Ihnen mittheilen kann. So lange

ich von einem Gegenstande zum andern eile, bald hier Werke der Architektur dort der Malerei, an einem andern Orte Alterthümer oder jetzt noch lebender Künstler Arbeiten mir vorzeigen lasse, bilden sich zwar Abdrücke davon in meiner Seele, allein sie sind so verworren, daß ich oft selbst nicht weiß, ob und was ich eigentlich meiner Aufmerksamkeit vorzüglich werth gehalten habe. — Hierzu kommt noch, daß ich keinen Augenblick verlihren darf, wenn ich in der kurzen Zeit, die ich hier zu bleiben gedenke, das merkwürdigste sehen und mich von allem unterrichten will, das nur immer Interesse für mich haben kann. Ich pflege also schon sehr früh auszugehen und meine Exkursionen bald nach einem bestimmten Zweck, bald ganz planlos zu machen. Dieses werden Sie auch allen meinen vorhergehenden Briefen angesehen und das Schwankende und Ungewisse bemerkt haben, das sie auszeichnet.

Die Schuld davon liegt jedoch nicht ganz an mir, ob ich gleich nicht leugnen kann, einen grossen Antheil daran zu haben. Ich hätte vorsichtiger seyn und aus Indolenz nicht unterlassen sollen, mir zu meiner Reise einige von den Werken anzuschaffen, die man als Wegweiser und Nachhelfer in Italien beinah gar nicht entbehren kann. Als ich noch in Genf war, hatte ich die schönste Gelegenheit dazu, denn ich erinnere mich sehr wohl, dass mir dort mehrere Handbücher darüber zu Gesicht gekommen sind. Allein damals verachtete ich sie oder hielt sie doch wenigstens für überflüssig und hier gäbe ich, ich weis nicht was dafür, wenn ich auch nur eins von den schlechtesten davon auftreiben könnte. Es ist sonderbar, dass man auch nicht eine mittelmässige Beschreibung von Turin bekommen kann; ich bin wenigstens schon in vier Buchläden gewesen und man hat mir entweder grosse Werke über Italien vorgezeigt, oder

Abhandlungen über einzelne Merkwürdigkeiten der Stadt angeboten. Ich bin also noch immerfort gezwungen planlos zu verfahren und wenn es mir ja gelungen seyn sollte, in meine Schilderungen einige Ordnung zu bringen, so müssen Sie es bloß dem Ungefehr oder den wenigen Auszügen, die ich, kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz, aus Lalandes großem Werke über Italien zu machen noch Zeit gehabt habe, zuschreiben.

Indessen darf ich es eben so wenig wagen, mich auf ihn zu verlassen, denn nicht nur hat sich seit der Epoche, in welcher er schrieb, sehr viel in Italien geändert, sondern ich habe auch gefunden, daß seine Nachrichten nicht durchaus der Wahrheit getreu sind. Und darin wurde ich heute noch mehr durch alle Herrn Professoren, die ich auf der Bibliothek und im Museum sah, bestärkt. Sie versicherten mich einstimmig, daß des Herrn Lalandes Angaben sehr unrichtig seyn, daß er we-

nig Merkwürdigkeiten selbst zu sehen sich die Mühe gegeben und entweder italiänische Werke ausgeschrieben, oder sich an den Orten, wo er gewesen, Aufsätze über, die an denselben befindlichen Kunstwerke und Seltenheiten habe geben lassen und sie in der Folge nach seiner Art zugestutzt. — Man scheint überhaupt hier, mit Allem, was im Auslande über Turin und Italien geschrieben wird, nicht sehr zufrieden zu seyn, und ich glaube, daß der Patriotismus den größten Antheil daran hat, denn ich kann mir unmöglich einbilden, daß beide, die enthusiastischen Lobredner und die heftigen Tadler dieses Landes, in allen Stücken übertreiben und unrecht haben sollten.

Doch dem sey, wie ihm wolle, ich für mein Theil verspreche Ihnen heilig, weder in das eine noch in das andere Extrem zu verfallen und in allen Stücken meinem Gefühle zu folgen und mich an den Eindruck zu halten, welchen die verschiedenen Gegenstände auf

mich machen werden. Wenn Sie mit dieser Erklärung zufrieden sind und sich mit dem begnügen wollen, was mir als wichtig und des Bemerkens werth erscheinen wird, so erleichtern sie mir unendlich ein Unternehmen, in welchem ich bei jedem Schritte auf immer größere Schwierigkeiten stosse und oft selbst nicht weiß, wie ich mich daraus ziehen soll.

Ich führe Sie demnach in die Bibliothek und ins Museum, welche sich beide in der schönen Postrasse (*contrada del Pó*) befinden. Ungefähr in der Mitte derselben, zur linken Hand, ist das Gebäude der Universität, das zur Aufschrift die Worte *Regium Athenaeum* führt. Sie sehen, es fällt von Aussen nicht sonderlich in die Augen und ist auch wirklich von den daranstossenden Häusern wenig zu unterscheiden. Der Hof bildet ein Viereck, in welchem Säulen von Sandstein eine Gallerie unterstützen, durch welche man in die verschiedenen Gemächer gelangt. Im Erdstocke

sind rings herum in der Mauer steinerne Tafeln mit alten römischen Inschriften und einigen sehr mittelmässigen Basreliefs befestigt; viele davon sind beinahe ganz verwischt, andere leicht zu entziffern, alle aber von keinem oder doch sehr geringem Werthe für die Geschichtskunde. So vorbereitet und mit der Bestimmung dieses der Verbreitung und Erweiterung der Kenntnisse und Wissenschaften gewidmeten Gebäudes bekannt gemacht, geht man eine etwas dunkle, aber doch ziemlich breite und bequeme Treppe hinan und gelangt an die Zimmer, in welchen die Bibliothek aufbewahrt wird.

Der geringe Raum, welchen sie einnimmt, und der Mangel an Uebersicht, den sie wegen ihrer Vertheilung in mehrere Gemächer zulässt, stehn mit ihrer Grösse und Bedeutendheit in so ziemlich richtigem Verhältnisse. Sie wird auf fünf und funfzig tausend Werke geschätzt, allein ich glaube, dass Herrn Lalan-

des

des Angabe von funfzigtausend der Wahrheit weit näher kommt, als des Herrn Bibliothekars auf Patriotismus gegründete Schätzung. An Handschriften hat die Bibliothek nicht viele aufzuweisen, allein dafür sind die wenigen, welche sie besitzt, von desto größerm Werthe. Man kann sich nichts schöneres denken, als diese hier geschriebene und mit einer so großen Menge von Figuren versehene Ausgabe des Plinius, die, wenn sie in Kupfer gestochen wäre, unmöglich geschmackvoller ausfallen könnte. Auch dies Herbarium hier, das in neuern Zeiten, von einem Turiner verfertigt, die Bibliothek an sich gekauft hat, ist wegen seiner Seltenheit und der Wahrheit der Pflanzen noch merkwürdiger in seiner Art, als die mit so vielem Aufwande veranstaltete *Flora russica*. An Prachtausgaben findet man weder englische noch auch französische, aber dafür das vollendetste, was Bodoni geliefert hat und worunter ich seine *Epithalamia* vorzüglich

rechne. Werke aus der neuern ausländischen Litteratur müssen Sie hier nicht suchen, dazu hat die Bibliothek theils keine hinlänglichen Fonds, theils scheint sie auch durch die Censur in Ansehung ihrer sehr beschränkt zu werden. Man steht hier, so wie allenthalben, in dem Wahne, dafs es hinreichend sey, ein Buch zu verbieten, um zu verhindern, dafs die Grundsätze, welche es enthält, nicht in Umlauf gebracht werden und zum Sturze eines Systems beitragen, von dessen Grundpfeilern man, ohne es zu wollen und oft ohne es auch nur zu ahnen, einen nach dem andern selbst einreißt.

Aus der Bibliothek begleiten Sie mich gültigst in das Muscum, das in dem nehmlichen Gebäude, nur in einem andern Stockwerke sich befindet. Die Medaillensammlung ist mehr wegen der Seltenheit einiger Stücke, als wegen ihrer Menge merkwürdig; Sie finden in derselben die ununterbrochene Reihenfolge der

römischen Imperatoren, die in den meisten Kabinetten nur unvollständig anzutreffen sind. — Von den hier befindlichen Alterthümern ist die *mensa isiaca* eine der merkwürdigsten, die aus der entferntesten Vorzeit auf uns gekommen sind. Sie ist ihrer Form nach eine länglich viereckigte Tafel von Kupfer, die mit hieroglyphischen Figuren von Silber und einem vermischten blauen Metalle eingelegt ist. Ich bin nicht im Stande Ihnen zu sagen, wo man sie gefunden hat, allein so viel erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß sie ein gewisser Peter Bembus an die Herzoge von Mantua verkauft hat, von wo sie in der Folge, durch den Kardinal Pava, an die Herzoge von Savoyen verschenkt wurde.

Da es bis jetzt noch niemand gelungen ist, den Sinn der egyptischen Hieroglyphen zu entziffern, so sind auch die auf dieser Tafel befindlichen Figuren noch immer unerklärt geblieben. Ich halte sie für ein Denkmahl, das

entweder in einem Tempel oder in einem Palaste eingemauert gewesen seyn mag und wie die griechischen und römischen Inschriften irgend eine merkwürdige Begebenheit zu verewigen bestimmt war. Sie kann aber auch als Altarblatt in dem Tempel einer Gottheit gedient und überhaupt bei den religiösen Gebräuchen der Egypter, den obern Theil des Tisches ausgemacht haben, auf welchem man die trockenen Opfer niederlegte. Die menschlichen Figuren sind alle aus der ersten und zweiten Epoche der Kunst, der Kopf ist vollendet und nur die Füße sind, nach egyptischer Art, ungetrennt und ohne Form. —

Sie finden hier noch mehrere egyptische Alterthümer, von welchen einige sitzend, andere stehend vorgestellt und ebenfalls in dem ersten und zweiten Style gearbeitet sind. — Diesen schwarzen Kopf hier hat Needham zu erklären gesucht; er ist wegen seiner Farbe und den Spuren der Vollendung, die an ihm

unverkennbar sind, eine um so gröfsere Seltenheit, da es wahrscheinlich ist, dafs er aus irgend einer egyptischen Werkstätte hervorgegangen ist. — Eine Venus von Bronze, die sich die Nägel an den Füfsen abschneidet, gehört wegen ihrer Stellung und der aufserordentlichen Rundung der dadurch erzeugten Linien, unter diejenigen Werke der Kunst, in welchen wir die Ueberlegenheit der Alten auch in dem Mechanischen eingestehen müssen. Sie scheint, wegen ihrer Gröfse, als Zierrath im Zimmer gedient zu haben und mufs zu denjenigen Figuren gezählt werden, deren die Alten in ihren Häusern allezeit eine grofse Menge aufgestellt hatten. — Wie dieser geschickt gearbeitete und mit so schönen Figuren versehene Dreifufs sich in die Nähe von Turin verlohren hat, begreife ich jedoch noch eher, als wie das hier befindliche, in einer Urne aufbewahrte und ebenfalls in der Gegend von Turin gefundene Gehirn, sich so lange unversehrt

hat erhalten können. Dafs die Alten ihre to-
ten Körper auf eine so geschickte Art einzubal-
samiren wufsten, dafs sie sich mehrere hun-
dert Jahre hindurch unzerstöhrt erhielten, da-
von haben wir Beispiele, allein von dem che-
mischen Prozesse, vermöge welchem man sie
in Spiritus lange Zeit unversehrt aufbewahren
kann, erinnere ich mich noch nirgends gele-
sen zu haben, dafs sie Kenntnifs gehabt oder
ihn angewandt hätten. — Mehrere sehr schöne
etrurische Gefäße, Vasen und Urnen, die
theils in Piemont gefunden, theils hieher ge-
bracht worden sind, verdienen wegen der
Lieblichkeit ihrer Formen hier erwähnt zu
werden, so wie im Museum den ihnen ange-
wiesenen Platz.

Dies wäre also das vorzüglichste, worauf
ich Sie in der Bibliothek und im Museum auf-
merksam machen mußte; im Vergleich mit
andern ähnlichen Anstalten, werden Sie ge-

funden haben, daß Turin wenig Ursache hat, sich viel darauf einzubilden. Indessen ist es doch für eine Stadt, wo man nie von dieser Seite sich einen großen Namen zu machen gesucht hat, nichts weniger als unbedeutend und man würde ungerecht seyn, wenn man ihr dieses nicht eingestehen wollte. Die Künste und Wissenschaften scheinen überhaupt hier, auch ohne große Aufmunterungen, sich der Vervollkommenung immer mehr zu nähern und eine größere Anzahl von Verehrern und Freunden zu besitzen, als in dem benachbarten Mailändischen und vielleicht in dem ganzen übrigen Italien. Es giebt hier sehr aufgeklärte Köpfe unter der Geistlichkeit und den Rechtsgelahrten und wenn der Druck der Regierung nicht so groß wäre und das Licht noch mehr wie Gift und Dolch scheute, so bin ich überzeugt, würde man in Turin, wegen der Nähe von Frankreich und Pavia, noch weit mehr leisten, als bis jetzt geschehen ist.

Von den jetzt hierlebenden Künstlern wüßte ich keinen andern, der mehr von Ihnen verdiente gekannt zu seyn, als Herr Joseph Bonzanega. Dieser Mann hat die Bildhauerkunst in Holz zu einer Höhe gebracht, auf welcher sie noch zu keiner Zeit gewesen ist. Es sind nicht ganze abgesonderte Figuren, die er arbeitet, sondern Gemähldes, die, auf einem sehr beschränkten flachen Raume, irgend eine Handlung vorstellen und nicht etwann aufgeklebt, sondern aus dem Ganzen in Basrelief herausgearbeitet sind. Ich habe bei ihm einen Mars und eine Minerva in halb erhabener Arbeit gesehen, die in Zeichnung, Ausdruck und Feinheit das Vollendeteste sind, was man sich in dieser Art denken und in Marmor oder Erz nicht besser gearbeitet werden könnten. Seine militairische Trophée, ein aus mehreren Theilen zusammengesetztes Ganze, umfaßt die Geschichte aller Nationen und ist in der Erfindung, so wie in der Ausführung ein eben so

seltenes Kunstwerk. Besonders schön gedacht dabei ist die Allegorie, welche auf den Künstler selbst Bezug hat. Am Fusse des Berges — diese Form hat die Trophee, — entdeckt ein Hund seinen Nahmen zwischen Ruinen, unter welchen die Zeit ihn aufbewahrt hatte und bewacht ihn; in einem Luftballone erhebt sich hingegen sein Porträt zu den Wolken. — Für diese Arbeit bestimmt er keinen Preis, aber den Mars und die Minerva verkauft er jedes um 500 schwere piemontesische Pfunde. Man kann bei ihm Früchte, Blumen und allerhand Verzierungen bekommen und wenn man ihm die nöthige Zeit giebt, so arbeitet er jeden Gegenstand aus, welchen man dargestellt zu haben wünscht. Er scheint überhaupt ein denkender und philosophischer Kopf zu seyn, denn dies beweiset nicht nur die Art, wie er über seine Kunst spricht, sondern auch die Einrichtung und die eines Künstlers würdigen Verzierungen seiner Zimmer. In seiner

Werkstätte arbeiten noch überdies junge Mah-
ler, denen er Unterricht im Zeichnen und im
Kolorit ertheilt, und ich muß gestehen, daß
ich einen Piramus von einem von ihnen
gesehen habe, der eben so viel Fleiß als Genie
verrieth.

Zwölfter Brief.

Turin den 11. Mai.

Sie werden sich erinnern, daß es grade sehr schlechtes Wetter war, als ich in Turin ankam. Dieser Umstand hinderte mich, auf das Aeussere der Stadt zu achten und den Eindruck zu empfangen, den eine jede grosse Stadt, wenn man sie zum erstenmale sieht, gewöhnlich auf die Einbildungskraft zu machen pflegt. Dafür aber habe ich in der Folge desto mehr Gelegenheit gehabt, mich damit und mit dem Treiben der Menge, in allen Strassen bekannt zu machen und darnach will ich sie Ihnen nun schildern.

Turin gehört zu den regelmässigsten Städten die ich kenne, und ich wüßte ihr keine andere als Berlin zur Seite zu setzen. Die Hauptstraßen sind alle nach der Schnur gezogen und die Häuser von gleicher oder doch wenig abwechselnder Bauart. Dadurch erscheint sie bei dem ersten Anblicke kleiner, als sie wirklich ist, und darf wegen ihrer großen und ängstlichen Regelmässigkeit auf keinen von denen Reizen Anspruch machen, welche die Mannigfaltigkeit der Ansichten in Paris, London und Wien dem Reisenden gewährt. Ausser einigen Kirchen, die ich Ihnen schon genannt habe, sind mir keine großen und gutgebauten Häuser aufgefallen. Das königliche Schloß ist ein altes Gebäude, das ganz versteckt liegt und gar nicht ins Auge fällt. Angenehmer und besser nimmt sich der Pallast des Prinzen Carignan aus und dazu, glaube ich, trägt das meiste der freie Platz bei, auf welchem er steht. Die beiden Theater erkennt man kaum

von der Straſſe her, das gröſſere hängt mit den Gebäuden des königlichen Schloſſes und das kleinere mit den benachbarten Häuſern zuſammen, ohne daſſ ſie durch irgend etwas herausgehoben und ausgezeichnet würden.

Zu jeder Stunde des Tages findet man gewiſſs ein Drittheil ſchwarz gekleideter Menſchen in den Straſſen, einige Offiziere, Käufer und Verkäufer, aber wenig Wägen und elegante Fuſsgängerinnen. Die Menge der Geiſtlichen in Turin und überhaupt in Piemont ſcheint enorm zu ſeyn, obgleich alle diejenigen, die man ſchwarz gekleidet in den Straſſen ſieht, nicht inſgeſammt zu dieſem Stande gehören. Aber mir fielen ſie nichts deſtoweniger ganz auſerordentlich auf und da es grade an einem Sonntage war, wo ich zum erſtenmale die Straſſen von Turin durchſtrich, ſo glaubte ich auf einmal unter lauter Pfaffen gerathen zu ſeyn. Wie es ſcheint, ſo ſind die hieſigen Beamten verbunden, ſich ſchwarz

an Kleider, denn dafür hatte ich alle jenen
 süßen Herren, die den Huth unter dem Arm,
 die Hute in einem Beutel gebunden und einen
 Regent an der Seite, mit dem Abbe's, den Pfar-
 ern und Domherren das Heer der Schwarz-
 rücker auf eine unangenehme Art vermehren.
 Man mag sich an einem Sonntage hin wenden,
 wo man hin will, so sieht man nur sie und
 zwar auf Kirchhöfen eben so viele, wie in
 der Kirche. Vielleicht würde mir diese Tracht
 weniger aufgefallen seyn, wenn mein Auge in
 Frankreich und in der Schweiz nicht so sehr
 wäre verwöhnt worden, aber so gieng kein
 einziger Schwarztrock bei mir vorüber, ohne
 daß ich ihn nicht bemerkt hätte.

Stern und Band sieht man nur am Hofe und
 sehr wenig Offiziere auf öffentlicher Straße.
 Die Garnison scheint nicht zahlreich zu seyn
 und ich glaube nicht, daß außer den Gardes,
 sich viel Truppen noch hier befinden. Das
 Militair würde sich besser ausnehmen, wenn

es weniger steif wäre und unter der Last der Subordination nicht schier erläge. Der verstorbene König fand viel Vergnügen an demselben und ward eben dadurch die fürchterlichste Geissel des Soldaten. Seine Armee ward auf preussischen Fuß eingerichtet und an ihm lag es nicht, wenn er Friedrich den Großen nicht eben so glücklich nachahmte. Der Piemonteser ist brav und erträgt die Strapazen des Krieges weit besser als der übrige Italiäner; davon hat er wenigstens in dem letzten Kriege mehrere auffallende Proben abgelegt.

Das Drängen und Treiben, welches man in großen Städten gewöhnlich auf den Straßen bemerkt, findet hier entweder ganz und gar nicht oder doch nur auf eine sehr unbedeutende Art statt. Daran mag die Grösse der Stadt, welche mit ihrer Bevölkerung nicht im Verhältnisse steht, wohl einige Schuld haben; weit mehr aber die Breite der Straßen, das

Klima und der Charakter der Einwohner. So lange die Hitze anhält und diese hat jetzt schon einen ziemlich hohen Grad erreicht, ist es fast unmöglich sich im Freien und den Strahlen der Sonne ausgesetzt, viel Bewegung zu machen. Wen nicht sehr nothwendige Geschäfte aus dem Hause treiben, der geht bei Tage gewiß nicht aus und die Müßiggänger eilen ohne sich aufzuhalten auf das nächste Kaffeehaus und von da bringt sie kein Mensch mehr weiter.

Des Sonntags nur allein kann man an den Kirchen und noch besser auf der Promenade die Menge von Turin übersehn. Diese fängt am Glacis der Citadelle an und zieht sich an der Westseite der Stadt, auf dem Walle, bis an das Pothor hin. Einige Reihen Bäume geben den Fußgängern den nöthigen Schatten, aber höchst unangenehm wird der Staub, welchen die am Abhange des Walles auf- und abfahrenden Wagen verursachen. In diesen
stellt

stellt sich hier gewöhnlich der hohe Adel, die Reichen und Vornehmen der Stadt und überhaupt Alles, was einigen Aufwand zu machen im Stande ist, ein. Ein Wagen folgt auf den andern im kleinsten Schritte und wenn der erste einen gewissen Punkt erreicht hat, so kehrt er wieder um und fährt nun längs dem Walle den nehmlichen Weg zurück. Bei dieser Promenade hat und kann man keinen andern Zweck haben, als seine Equipage, sich selbst und seine Toilette dem Publikum zu zeigen und allenfalls die Lustwandler auf dem Walle zu sehen. Dort gehn die Kaufmannschaft, die Künstler, Gelehrten, Unterbeamten und die bemittelte und ärmere Bürgerklasse Arm in Arm und in bunten Reihen gemischt auf und ab. Es ist wirklich interessant zu sehen, wie sich hier die ganze Volksmenge einer grossen Stadt bei schönem Wetter sammelndrängt und langsam vorwärts bewegt. Oft geschieht es, daß man Mühe

hat, durch die dichten Haufen hindurch zu kommen und dieses ist häufig der Fall, wenn man eine entgegen gesetzte Richtung befolgt. Das Ganze wird sehr malerisch, wenn sich auf dem Abhange des Walles mehrere Gesellschaften zu lagern anfangen und da entweder ausruhen oder die mitgebrachten Erfrischungen verzehren. Unter der gemeinern Klasse der Einwohner entdeckt man hier oft recht hübsche und artige weibliche Figuren, deren Gesichtsfarbe aber selten rein weifs ist und mehrentheils ins Braune oder Gelbliche fällt. Ihr Körperbau ist gewöhnlich sehr proportionirt, aber der Gröfse nach erhebt er sich nur selten über das Mittelmässige. Die nehmliche Bemerkung habe ich auch an den Männern gemacht, ob ich gleich sehr ansehnliche Figuren unter ihnen entdeckt habe. Da es hier eine sehr grofse Menge Fremder giebt, so hält es schwer, den ursprünglichen Piemonteser, von dem Genfer, Franzosen, Schweizer und Italiä-

ner zu unterscheiden. Von diesen Nationen leben seit undenklichen Zeiten schon mehrere Familien in Turin, ohne Piemonteser geworden, noch was sie ehemals waren, geblieben zu seyn.

Wenn also von der Lebensart, der Bildung, dem Charakter und der Moralität der Einwohner von Turin die Rede ist, so muß man alle diese Nationen genau unterscheiden. Eine jede von ihnen hat zwar manches dem Lande und dem Volke, unter welchem sie wohnen, Eigenthümliche angenommen, allein da es mit Sitten und Gebräuchen amalgamirt wurde, die man im Piemont nicht kennt, so ist dadurch ein Gemisch entstanden, bei welchem man zweifelhaft wird, zu welchem von beiden man es vorzugsweise zählen soll. — Die Genfer habe ich hier so wiedergefunden, wie ich sie in ihrem Vaterlande gekannt hatte. Abgesondert von den Landeseinwohnern durch Religion, Sprache und Grundsätze, bilden sie eine

eigene Kolonie, leben und verheirathen sich untereinander und treten mit den Piemontesern in keine andere als Handelsverbindungen. Als ich in ihre Zirkel eingeführt wurde, glaubte ich auf einmal wieder nach Genf versetzt worden zu seyn, denn der nehmliche Ton und das zuvorkommende Wesen, die mich dort so sehr für sie eingenommen hatten, herrschten auch in ihren hiesigen Gesellschaften. An dem späten Aufbrechen und an einigen Nüancen von piemontesischer Sitte und Galanterie bemerkte ich nur allein, daß auch sie, vielleicht ohne es zu wollen, dem allgemeinen Beispiele und dem Landesbrauche schon nachgegeben hatten.

Alle hier befindlichen Franken und sonstigen Ausländer stehen zwischen den Genfern und Piemontesern mitten inne und bilden, so zu sagen, die Stufe, über welche man zu diesen hinab und zu jenen hinauf steigt. Wenn an geistigen Vergnügungen und angenehmer Unterhaltung gelegen ist, findet bei der Kolo-

nie gewiß seine Rechnuug, denn in ihren Zirkeln versammelt sich alles, was auf Witz und Verstand Ansprüche machen zu können glaubt. Darauf hingegen muß man bei den Piemontesern ganz Verzicht leisten; sie versammeln sich entweder gar nicht in Familien, oder wenn sie zusammen kommen, so geschieht es blos des Spiels wegen und in dieses würde ich keinem Ausländer rathen, sich mit ihnen einzulassen. Die Spielsucht scheint hier eine fürchterliche Höhe erreicht zu haben; man mag hinkommen, wo man hin will, in Gesellschaften oder auf Kaffeehäuser, und wenn nur zwei oder drei Piemonteser beisammen sind, so wird man sie auch jedesmal mit irgend einem Spiele beschäftigt antreffen. Diese Sucht hat sie bei allen Fremden in den schlechtesten Ruf, wegen ihrer Ehrlichkeit, gebracht und man erzehlt sogar, daß der verstorbene König einen französischen Bothschafter, welcher so eben erst angelangt war, als er ihn

mit Landeseingebohrnen spielen sah, vor ihrer Geschicklichkeit das Glück zu fesseln, gewarnt habe.

Dieses, das Theater und allenfalls die Promenade, sind die einzigen Vergnügungen, an welchen sie Geschmack finden und die sie, ohne ihren außerordentlichen Mangel an Ausbildung zu verrathen, einem Fremden anbieten können. Die Weiber aus den höhern Ständen wissen jedoch besser, wie die Männer, ihre Unwissenheit zu verbergen und ersetzen sie in dem ersten Augenblicke durch einigen erborgten Witz und durch jene, auch dem dümmsten Weibe so eigene Grazie und Koketterie, über welchen man ihren seichten Kopf so gern vergißt. So wie die Männer sich nur mit dem Spiele und mit Kannengiessern abgeben, so kennen ihre theuren Gattinnen keine andere und angenehmere Unterhaltung, als ebenfalls die Karte, wenn sie zu verblühen anfangen, und wenn sie noch jung und liebens-

würdig sind, das, was man im Italiänischen *far l' amore* heisst. Obgleich gegenwärtig die Klasse der Cicisbeen oder Serventen nicht mehr so wie ehemals privilegiert ist, so hat sie die Sitte des Landes doch noch nicht ausser aller Aktivität gesetzt. Aber das gelten sie im Allgemeinen nicht mehr, was sie sonst galten und dieses halte ich für den grössten Beweis von der noch mehr in Italien überhand genommenen Sittenverderbniss. Ehmals erhielt die Braut oft durch einen Punkt im Ehekontrakte, einen Servente und diesen war sie verbunden so lange zu behalten, als es ihre beiderseitigen Verhältnisse zuließen. Heute findet dieses nur noch äusserst selten statt; die junge Frau wählt ihren Cicisbee, ohne irgend jemand darüber um Rath zu fragen und verabschiedet ihn, wie und wenn es ihr gefällig ist. Doch wird eine solche Aufführung hier in Turin wenigstens noch bemerkt und man hat mir mehrere Damen im Theater gezeigt, die sich

herausgenommen haben, ihre Serventen unter der Zeit zu wechseln, das heisst, sie hatten mit keinem länger, als höchstens ein paar Monathe, sich vertragen können.

Diese Sitte findet unter allen Klassen bei den jungen Leuten statt und es giebt hier gewiss keine Handwerksfrau, die nicht ihren bestimmten Anbeter hätte. Erinnern Sie sich nur, was Rousseau in seinen Geständnissen davon sagt und Sie werden mich gewiss keiner Uebertreibung beschuldigen. Derjenige Theil der Moral, welcher auf Keuschheit und Zucht im Umgange unter beiden Geschlechtern Bezug hat, scheint hier überhaupt in allen moralischen Lehrbüchern entweder ganz zu fehlen oder doch so verstanden zu werden, dass man ihn füglich weglassen könnte. — Da ich hoffentlich in der Folge noch Gelegenheit haben werde, nähere Aufschlüsse darüber zu erhalten, so verweise ich Sie dahin, wenn Ihnen das Gesagte nicht befriedigend seyn sollte.

Dieser Zug in dem italiänischen Nationalcharakter ist so allgemein und so stark, daß ihn bis jetzt weder das Beispiel noch auch die Strenge der Regierungen haben verwischen können. Es giebt gewiß wenig Höfe, wo man eingezogener, keuscher und züchtiger lebte, als hier in Turin, wenige, die sich so stark gegen alle und jede Ausschweifungen erklärt hätten und vielleicht keinen einzigen außer diesen, wo man den äußern Anstand nicht heuchelt, sondern ihn wirklich übt und überhaupt, aus Temperament, Neigung und Alter sich nichts erlaubt, was nicht mit der strengsten Zucht übereinstimmte. Und doch fallen täglich unter seinen Augen Geschichten vor, die ganz vom Gegentheil zeugen und die man sich wirklich scheut, vor die keuschen Ohren der beiden Majestäten zu bringen. Auch die Obrigkeit eifert dagegen und die Polizey ist besonders aufmerksam darauf; allein so lange man sich innerhalb den Schranken hält, welche

das Gesetz nicht zu überschreiten wagen darf, geht alles seinen Gang ungestört fort und die verblühten Betschwestern nur allein und die Eifersüchtigen nehmen Notiz davon. Die Geistlichkeit schweigt, wie es sich von selbst versteht, sehr weislich dazu, oder wenn sie dagegen eifert, so geschieht es gewiss nur, weil man ihr eine Beute vor der Nase weggeschnappt, auf die sie selbst Jagd gemacht hatte.

Die Leichtigkeit, mit welcher man überhaupt diesen Gegenstand behandelt, erlaubt beiden Theilen nur selten, so eifersüchtig zu werden, daß ernsthafte Folgen daraus entstehen könnten. Man hört daher auch sehr wenig von gegebenen Messerstichen und Meuchelmorden, ein Verbrechen, vor welchem der Piemonteser doch sonst nicht zurückzuschauern pflegt. Es vergehen jetzt Monathe, ohne daß man ein einziges Beispiel davon erhielt und geschieht es, so liegt die Veranlas-

sung dazu] allemal in einem vorhergegangenen Streite oder in dem gekränkten Interesse beider Theile. Diesem darf man überhaupt nur selten ungeahndet es wagen, zu nahe zu treten und der Piemonteser ist im Stande alles zu vergeben und zu übersehn, aber sobald sein Eigennutz ins Spiel kommt, erkennt er weder Freundschaft, noch Achtung, noch sonst eine Rücksicht. — Diese Bemerkung ist auf alle Klassen anwendbar und da der gemeine Mann noch überdies äußerst roh, dumm und bigot ist, so erhalten die Ausbrüche seiner Leidenschaft einen Charakter von Grausamkeit, den man ihm kaum zutrauen würde. Einen Menschen umbringen, ist dem an Krieg und Mord gewöhnten Bauer etwas so Gleichgiltiges, daß er sich wenig mehr dabei denkt, als wenn er ein Huhn oder Kalb absticht. Sie führen das Messer, dessen sie sich dazu bedienen, beständig bei sich und wissen es auf zwanzig Schritte, so geschickt zu schleudern, 'daß sie

selten ihren Mann verfehlen. Es giebt Bauern hier, die keine Banditen sind, von welchen man positif weiß, daß sie schon mehrere Personen ermordet haben und doch geschieht ihnen eben so wenig, als einem Kavalier, der im Duell mehrere Menschen ermordet hat.

Dreizehnter Brief.

Novi den 12. Mai.

Ich bin heute mit Tagesanbruch von Turin abgereist und habe auch schon, wie Sie sehen, die Staaten des Königs von Sardinien verlassen. Meine eigentliche Absicht war es jedoch nicht, schon so früh nach Genua zu gehen; allein da ich die dort befindliche Transportflotte, vor ihrer Abfahrt, die nächstens Statt finden soll, noch gern sehen möchte und gestern, als ich meinen Brief schon auf die Post gegeben hatte, mir eine bequeme und sehr angenehme Gelegenheit, diese Reise zu machen, angeboten wurde, so glaubte ich, sie benützen und was mir noch über Turin nachzutragen bliebe,

verschieben zu müssen. Indessen sollen Sie darunter nichts verlihren, denn wo ich nur einen Augenblick Musse erhalte, will ich ihn dazu anwenden, um Ihnen auf der Stelle die verschiedenen Resultate meiner Reise mitzutheilen.

Von den ohnmächtigen Nachbarn Frankreichs, ist nach der Revolution in der Schweiz, der König von Sardinien der erste, welcher alle Augenblicke befürchten muß, das Piemont und seinen Scepter zu verlihren. Seine Lage wird mit jedem Tage kritischer, jemehr die ihn umgebenden Staaten ihre Verfassung konsolidiren und sich auf einen respektabeln Fuß zu setzen wissen. Indessen scheint es, daß er vor der Hand von Frankreich weit weniger, als von Cisalpinien und Ligurien zu befürchten habe. Im Bündniß mit dieser Republick, darf er sich nicht nur Unterstützung von ihr versprechen, im Fall er von seinen östlichen und südlichen Nachbarn angegriffen werden sollte;

er darf so gar erwarten für Savoyen entschädigt und zu einer Macht erhoben zu werden, die zwischen Frankreich und Oesterreich mitten inne stehend, jeden neuen Ausbruch der Feindseligkeiten in Italien aufzuhalten im Stande wäre. Mit diesen Aussichten durfte er sich wenigstens schmeicheln, so lange Carnot und Barthélemi noch im Direktorium saßen und ihnen nur allein verdankt er es, wenn ihm voriges Jahr erlaubt wurde, die Insurrektion, welche schon bis vor die Thore von Turin vorgerückt war, wieder zu unterdrücken. Seit dem 18. Fructidor aber weiß er nicht mehr, was er von Frankreich zu hoffen oder zu befürchten hat. Ich finde dieses ganz natürlich, denn von diesem Tage an wurden nicht nur die innern Verhältnisse dieser Republick gänzlich verändert, sondern auch in Ansehung der äußern ein System angenommen, das zwar noch immer schwankend, aber nichts desto weniger den Thronen Besorgnisse

erregen muß. Wahrscheinlich würde man auch bis jetzt schon mehr davon verrathen haben, wenn man in Paris selbst darüber einig wäre, allein im Direktorium sind die Meinungen, besonders in Rücksicht auf Italien, noch immer sehr getheilt und wenn die eine Parthei nichts als Republiken dort errichtet zu sehen wünscht, so glaubt die andere diejenigen sogar wieder auflösen zu müssen, die man viel zu vorschnell und weil man nicht wußte, was man mit dem eroberten Lande anfangen sollte, aufgestellt hat. — So lange dieser Streit nicht entschieden ist, hat daher der König von Sardinien nichts von Frankreich zu befürchten, ja er darf sich sogar noch immer schmeicheln, das Mailändische, das man ihm wirklich schon als eine für ihn bestimmte Entschädigung gezeigt hat, einst zu erhalten. Indessen aber muß er sich durchaus alles gefallen lassen, was der französische Gesandte in Turin von ihm verlangt und nicht nur alle Augenblicke große Summen

Summen hergeben, sondern auch zu Kränkungen still schweigen, die einem unabhängigen Monarchen in der Seele weh thun müssen.

Eben so delikat und in mancher Rücksicht weit gefährlicher sind seine Verhältnisse in Ansehung Cisalpiniens und Liguriens. Von jeher fand zwischen den Piemontesern und den Mailändern und Genuesern ein so heftiger Nationalhass statt, daß man bei verschiedenen Gelegenheiten dem Ausbruche desselben nur mit Mühe vorbeugen konnte. Der Piemonteser zeigte sich allezeit als Freund von Frankreich und ward als solcher von den übrigen italiänischen Nationen als Bastard behandelt und mit dem nehmlichen Hasse belegt, welchen man der französischen seit undenklichen Zeiten schon in Italien geschworen hatte. Hierzu kamen noch, die große Verschiedenheit seiner Sprache, seine Annäherung in Sitten und Gebräuchen an Frankreich, seine heftige Abneigung gegen Oesterreich und gegen alles

was dieser Macht unterworfen ist, und die nicht genug geheim gehaltenen Ansprüche seiner Regierung auf das Genuesische und Mailändische. Indessen so lange die Nachbarn Piemonts keinen Antheil an ihrer Regierung hatten und das Kabinet zu Wien nach dem jedesmaligen Interesse seiner Politik und ohne Rücksicht auf Nationalhass, das Schicksal von Italien bestimmte, durften sie ihn nur einzeln äußern und es blieb unangetastet. Aber kaum hatte sie Bonaparte zum Range unabhängiger Freistaaten erhoben, kaum hatten sie dadurch einen erweiterten Einfluß auf das Schicksal Italiens erhalten, als sie ihn auch sogleich zur Befriedigung ihres Hasses anwandten, aber anstatt die piemontesische Nation selbst die Wirkungen desselben fühlen zu lassen, blos an der Regierung ihr Mütchen zu kühlen suchten. Ausser diesem Nationalhasse aber haben die Ligurier und Cisalpiner noch sehr gute politische Gründe, welche sie zum Sturze der

piemontesischen Regierung auffordern. Sie können es sich nicht verbergen, daß so lange sie die Grenzen ihrer Staaten nicht erweitern und die Masse der Republiken in Italien vermehren, sie nie im Stande seyn werden, sich von der Abhängigkeit loszusagen, in welcher sie Frankreich hält und bis zu ihrer noch weit hinausgesetzten Volljährigkeit auch halten wird. Es ist und muß ihnen also daran gelegen seyn, sich sobald als möglich auf einen so respektablen Fuß zu setzen, daß sie dieser Vormünder nicht nur nicht mehr nöthig haben, sondern auch im Fall der Noth ihre Unabhängigkeit selbst zu behaupten und zu vertheidigen im Stande sind. Können sie es also dahin bringen, daß die piemontesische Nation gemeinschaftliche Sache mit ihnen macht, so sind sie von der Seite vor jedem neuen Einfalle Frankreichs nicht nur gesichert, sondern werden auch auf einmal die Besorgnis los, einst dem Könige von Sardinien die

durch einen geheimen Artickel der Allianz mit der französischen Republik zugesicherte Entschädigung zu leisten.

In dieser Politik der Regierungen von Mailand und Genua muß man die Veranlassung zu der im vorigen Jahre im Piemont Statt gefundenen und durch Bonapartes Erklärung mehr, als durch die Kriegsmacht des Königs von Sardinien unterdrückten, jetzt aber neuerdings wieder losgebrochenen Insurrektion suchen. Obgleich auch Frankreich diesmal nicht von allem Antheile an derselben frei gesprochen werden kann und dergleichen Auftritte zu seiner dunkeln Politik nur zu sehr nöthig hat, so bin ich doch überzeugt, daß beide, ohne die Schwäche der Regierung, den wirklich Statt findenden Druck der Nation und ihre jeder Veränderung so günstige Stimmung, nichts ausgerichtet haben würden. Freilich hat uns das Beispiel der Schweiz gelehrt, daß es nur einiger entschlossenen Männer be-

darf, um eine ganze Nation irre zu führen und zu Schritten zu verleiten, die sowohl ihrem Interesse, als auch ihrer Meinung gänzlich zuwider sind.

Allein hier würde dieses schwerlich der Fall gewesen seyn, wenn nicht alle Umstände sich vereinigten, ein solches Unternehmen zu begünstigen. In einen langwierigen, kostspieligen und gefährlichen Krieg von dem verstorbenen Könige ohne Noth und sehr unvorsichtiger Weise verwickelt, ist das schöne, reiche und fruchtbare Piemont durch Freund und Feind so sehr erschöpft worden, daß es Momente gegeben hat, wo man mit Recht eine Hungersnoth befürchten mußte. Endlich erhielt es den Frieden, den es nie hätte von sich stoßen sollen; anstatt aber nun sich zu erholen, setzte es die Regierung selbst der Gefahr aus, sich an den Wunden, die ihm während dem Kriege waren geschlagen worden, gänzlich zu verbluten. Die Finanzen und alle

Hülfquellen fanden sich erschöpft, jede einzuführende Oekonomie war unzureichend und man gerieth auf den unseeligen Einfall, die während dem Kriege geschlagene Münze herabzusetzen und noch überdies ein gezwungenes Anlehn zu machen und eine unverhältnißmäßige Anzahl Papiergeld in Umlauf zu bringen. Dadurch hatte das Reich das nehmliche Schicksal, was Frankreich durch die Assignaten so sehr mitgenommen hatte, und so wie man hier die revolutionaire Regierung verfluchte, die sie in und außer Cours gebracht hatte, so stieg auch im Piemont die Unzufriedenheit mit dem Könige deswegen auf höchste.

Von diesem Augenblicke an mußte er nicht nur für alles haften, was seine Rätthe böses stifteten, sondern er wurde auch gewissermaßen für den Druck verantwortlich gemacht, den der Adel und die Geistlichkeit immer höher spannten und dadurch den armen Bauer, der

kein Eigenthum besitzt, schier zur Verzweiflung brachten. — So war die Nation gestimmt, als die ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich wieder hergestellt und die Republiken Cisalpinien und Ligurien nach den neuen Staatsgrundsätzen organisirt wurden. Jemehr man diese den Piemontesern vorher zu verbergen gewußt hatte, je begieriger waren sie nun, sie kennen zu lernen. Das Neue und Ungewöhnliche derselben reizte sie einen Theils dazu und ihre entschiedene Partheilichkeit für Frankreich vollendete, wozu jene sie aufgefordert hatte. Unter allen gebildeten Klassen der Einwohner erhielten sie unbeschränkten Beifall und je schwächer, fehlerhafter und grausamer die bestehende Regierung war, je mehr glaubten sie eilen zu müssen, sie durch eine auf andere Grundsätze gegründete zu ersetzen. Die in Turin und im Lande etablirten Genfer scheinen dazu sehr viel beigetragen zu haben, jedoch auf eine so

feine und geschickte Art, dafs man bis jetzt ihnen noch nichts darüber hat beweisen können. Im Grunde aber haben sie auch wirklich weit mehr Ursache eine Revolution zu wünschen, als alle übrigen Einwohner, denn durch sie nur allein dürfen sie hoffen jene Rechte zu erhalten, die man ihnen bis jetzt versagt hat und ohne welche sie politisch todt sind.

Man kann also annehmen, dafs alle im Lande etablirten Fremden, die niedere aufgeklärte Geistlichkeit, der mit dem Hofe unzufriedene Adel und überhaupt alle diejenigen aus allen Klassen, die Frankreich ergeben, die neuen Grundsätze seiner Verfassung kennen und sie zur Beförderung ihres Interesses und ihres Ehrgeizes geschickt finden, eine Veränderung in den politischen Verhältnissen Piemonts begünstigen und herbei zu führen bemüht sind. Zur Gegenparthei gehören der Hof, die hohe Geistlichkeit, die hohen Staatsbeamten, ein grofser Theil der Armee und da-

von besonders die Schweizertruppen, alle religiösen Fanatiker und Dummköpfe und die Masse des allerverworfensten Pöbels. Diese, anstatt durch Klugheit und Vorsicht dem Sturme, der sie bedroht, vorzubeugen, tragen durch ihre Ungeschicklichkeit alles dazu bei, ihn herbeizuführen; es vergelt keine Nacht, wo man nicht Hausuntersuchungen und Verhaftnehmungen vornähme und zwischen dem Pöbel von beiden Partheien bleibt es nicht bei Drohungen, sondern kommt sehr oft zu Thätlichkeiten.

Da die Patrioten, so lange sie nicht Meister von der Citadelle sind, unmöglich auf den glücklichen Ausgang einer zu erregenden Revolution in Turin rechnen können, so haben sie bis jetzt bloß bald in dieser bald in jener Provinz Aufruhr zu erregen und eine Insurrektionsarmee zusammen zu bringen sich begnügt. Eine solche ist auch jetzt wieder auf den Beinen und ich habe sie heute bei Carosio

gesehen. Sie besteht meistentheils aus französischen, cisalpinischen und piemontesischen Ueberläufern, und aus dem Abschaume der piemontesischen Nation und sieht mehr einer Bande Räuber, als einem Korps disciplinirter Truppen gleich. An ihrer Spitze steht der Sohn eines französischen und in Peschiera kommandirenden Generals, ein junger feuriger Schwärmer, dem es nicht einfällt, daß er blos Maschine ist; sie hat ihre dreifarbigte Fahne, gelb, roth und blau, faßt im Namen des piemontesischen Volks eigene Beschlüsse und schreibt Kontributionen an Geld und Lebensmitteln aus. Da Carosio im Ligurischen liegt und der König von Sardinien nur von einer einzigen Seite dahin gelangen kann, ohne die Neutralität mit Genua zu verletzen, so hat er ihnen bis jetzt noch nichts anhaben können und mag es vielleicht auch nicht gewagt haben, sie angreifen zu lassen, weil er wahrscheinlich weiß, daß sie Frankreich unter-

stützt und Cisalpinien und Ligurien ihnen sogar Artillerie und Waffen haben hergeben müssen.

Da dieses Insurgenten - Korps aber zu schwach ist, um sich aus seinem Schlupfwinkel hervor zu wagen und in Gefahr steht, aus Mangel an Lebensmitteln auseinander gehen zu müssen, so haben die Häupter desselben, verbunden mit den Patrioten von Turin eine Verschwörung angezettelt, wodurch sie auf einmal hoften, ihre kühnsten Wünsche befriedigt zu sehen. — Es war dabei auf nichts mehr und nichts weniger, als auf die Ermordung des Königs und die Besitznahme der Citadelle abgesehen. Durch Geld und Versprechungen war es ihnen endlich gelungen, einige Offiziere, die in der Citadelle die Wache hielten, für ihre Parthei einzunehmen und diese sollten sie ihnen überliefern, während der erste Klarinetist aus der königlichen Kapelle den König in der Messe erschossen hätte. Diese Ver-

schwörung aber wurde glücklicherweise am Tage der Ausführung verrathen, die Offiziere wurden in Verhaft genommen und nur der Klarinetist, den sein Bruder, der Kammerdiener bei dem Könige ist, zeitig genug zu warnen Mittel gefunden hatte, und einige andere Verschwornen entkamen ins Mailändische, wo ersterer nun als Offizier bei der cisalpinischen Artillerie angestellt ist.

In solchen Händen befand und befindet sich gewissermaßen noch der König von Sardinien, beiden Theilen sind alle Mittel gleich gut und das Leben eines Menschen gilt hier eben so wenig, als käme es darauf an, eine Fliege todt zu schlagen. So lange *Reveillere Lepeaux* im Direktorium nicht sieget, werden jedoch alle möglichen Insurrektionsarmeen, Verschwörungen und die geheimen Intriguen von Cisalpinien und Ligurien, das Piemont zu keiner Republik umschaffen, sondern jedesmal mit Schimpf und Schande davon abstecken müssen.

Aber geschieht dieses einst und soll Italien
keine Souveraine mehr haben, dann wird
nichts mehr im Stande seyn, den König von
Sardinien zu retten.

Vierzehnter Brief.

Genua den 14. Mai.

Gestern mit Sonnenuntergang kam ich hier an. Man könnte mir viel bieten und ich gäbe das Vergnügen, welches mir der erste Anblick von Genua in diesem Momente gewehrt hat, nicht hin. Schon war ich so zu sagen an den Thoren dieser reichen und prächtigen Stadt angelangt und noch hielten sie die Berge, an welchen ich hinfuhr, verborgen vor meinen neugierigen Blicken. Die Menge von Landhäusern, die zu beiden Seiten des Weges meine ganze Aufmerksamkeit bald durch ihren Geschmack, bald durch ihre Pracht fesselten, ließen mich nur allein ihre Nähe vermuthen.

Aber nie hätte ich erwartet, so plötzlich und so mächtig durch ihren Anblick überrascht zu werden. Schon hatte ich das Meer ganz nahe vor mir und konnte seine Bewegungen und das dadurch hervorgebrachte Murmeln entscheiden, eine kühle, angenehme Seeluft wehte mich an und flöste neues Leben und Erquickung mir ein, ich war an der äußersten Spitze der Bergwand angelangt, an welcher ich von dem Fusse der Bocchetta an hingefahren war. Auf einmal biegt mein Fuhrmann in die Krümmung des Weges zur linken Hand ein, ich gelange durch das Thor der Laterne und vor mir ausgebreitet und in Goldglanz gehüllt liegt das amphitheatralische Genua mit seinen Kirchen und Pallästen da, im Hafen erblicke ich eine außerordentliche Menge grösserer und kleinerer Fahrzeuge und ein Gewühl von Menschen strömt mir entgegen, wie ich mich es nirgends gesehen zu haben erinnern kann.

Doch, ich will der Erzählung nicht vor-
greifen, denn bis ich Sie von Genua selbst un-
terhalten darf, muß ich zuvor ein paar Worte
über meine Reise dahin sagen. — Es war an
einem sehr schönen heitern Morgen, als ich
Turin verließ, meine Reisegesellschaft war
munter und unterhaltend und die Stunden ver-
giengen uns, ohne daß wir wußten wie. Die
Landschaft, welche zu beiden Seiten des
Weges ausgebreitet war, ward bis in die
Provinz Asti immer reizender und üppiger,
hier riß sie mich aber durch ihren Anbau und
ihre Fruchtbarkeit zur höchsten Bewunderung
hin. Wo man hin blicket, wird man in der-
selben nichts als reiche Kornfelder, Wiesen,
Gärten und Maulbeer- und Kastanienplantagen
gewahr, die alle in ihrer Zusammensetzung
mehr oder weniger Reize erhalten. Den grös-
ten Nahrungszweig macht daher auch im Pie-
mont der Seidenbau aus und die hier gewon-
nene Seide wird der genuesischen und mai-
ländischen

ländischen weit vorgezogen. Ein Ballen Seide von 200 Pfund, der 145 Livres, den Louisdor zu 20 Livres gerechnet, Abgabe an die königliche Kammer zahlt, kostet im Lande an Ort und Stelle gegen 3 und 4000 Livres, je nachdem die Güte der Seide ist, und das Pfund davon zwischen 58 und 40 Livres Münze, den Louisdor zu 52 Livres gerechnet. Der größte Handel mit Seide geht in den Norden, obgleich Frankreich und Spanien bei den Piemontesern ansehnliche Bestellungen deswegen machen.

Von Ottagio aus fängt man schon an die eigentliche Bocchetta zu besteigen, aber das Land erhebt sich, sobald man Novi im Rücken hat. Der Weg von da bis Genua ist außerordentlich steinig, uneben und an manchen Stellen so sehr verdorben, daß er wirklich gefährlich wird. Die Landschaft ist wild, aber malerisch schön; bald ragen hohe Felsenspitzen über grün bewachsene Berge empor,

bald sieht man nichts als kahle nackte Steinmassen. Von der Bocchetta herab erblickt man bei heiterm Wetter die See, ein Schauspiel, an dessen Genusse mich der trübe Himmel hinderte. In der Geschichte der italiänischen Kriege spielt dieser Berg eine große Rolle und ist besonders für Frankreich von der größten Wichtigkeit. So lange es Meister von diesem engen Passe ist, kann es nichts abhalten, sich über die Ebene von Piemont zu verbreiten, so wie es ihn im Gegentheil mit wenig Mannschaft und der gehörigen Wachsamkeit gegen die ansehnlichste Macht zu vertheidigen im Stande ist. Indessen kann er umgangen werden, allein dadurch wird man von der andern Seite doch nur Meister von Genua, ohne eben so leicht in Frankreich, wie an dem entgegen gesetzten Abhange in Piemont eindringen zu können. Die niedrigern Regionen der Bocchetta sind außerordentlich reizend, wegen dem schönen Laubwerk, das die in

denselben befindlichen Kastanienplantagen geben, und der von Müdigkeit und Hitze ermattete Wanderer lagert sich gern in ihren Schatten und läßt die mit Gütern und besonders mit kostbaren Früchten beladene Maulthiere, eins hinter dem andern und durch die ihnen angehängten Schellen und Glocken in weiter Entfernung schon hörbar, langsam und bedächtig vor seinen Blicken vorbeiziehen.

Wenn man den Berg auf der Seite von Genua herabsteigt, so wird er an einigen Orten so enge, daß sich zwei Wagen nur mit der äußersten Mühe ausweichen können. Dieses ist wahrscheinlich auch eine von den Ursachen mit, warum man sich hier vorzüglich der Maulthiere zur Verschickung der Waaren bedient. Diese Thiere sind im Stande außerordentliche Lasten zu tragen und wissen so geschickt und sicher die steilsten Abhänge hinabzusteigen, daß man wenig Beispiele kennt, daß eins gestürzt wäre. Man bedient sich

ihrer, um Güter nach Italien und nach der Schweiz zu versenden, von wo sie zu Wasser oder auf der Achse weiter geschafft werden.

Am Fusse der Bocchetta, gegen Genua hin, ist der letzte Ort *St. Pierre d' Arena*, abgesondert von der Stadt, aber doch für eine Vorstadt von derselben geltend. Er besteht meistens aus mehr oder minder prächtigen Landhäusern, welche die reichen Genueser, um dem Anblicke der See auszuweichen, hier erbaut haben. Ausser diesen befinden sich auch noch einige Wirthshäuser hier, in welchen man Essen und alle mögliche Erfrischungen bekommen kann und zuletzt die von den erstern sehr abstechenden Häuser der Einwohner dieser Vorstadt. Sie sind auf der rechten Seite alle mit Bäumen umgeben und soviel ich im Vorbeifahren habe bemerken können, müssen hinter denselben schöne Gärten und Promenaden seyn. Aber die Aussicht ist sehr beschränkt; links ist die Felsenwand, ein mit

der Bocchetta noch zusammenhängendes Glied der grossen Bergkette der Appeninen, die hier schon anfangen und sich längs der See bis ins Toskanische ziehn; vorwärts erlauben die Krümmungen der Strasse nur selten, weit in die Ferne zu sehen und rechter Hand wird man nichts als Landhäuser in dickes Laubwerk versteckt gewahr und im Hintergrunde den Abhang mehrerer mit den Alpen zusammenhängender Berge.

Dafür aber wird man vollkommen entschädigt, wenn man das Thor der Laterne erreicht und nun die grosse, schöne und prächtige Stadt vor sich liegen hat. Die Strasse führt dicht an der Mauer hin, welche auf dieser Seite den Hafen einschliesst; da sie etwas hoch ist, so kann man ihn nicht nur ganz übersehen, sondern erblickt auch noch über denselben hinüber die andere Spitze des Halbzirkels, welchen Genua am Ufer der See an den Bergen hinauf bildet. Seine amphitheatralische Lage

giebt dieser Stadt einen Vorzug, den ich noch bei keiner andern bemerkt habe; man kann sie, von der See besonders, mit einem einzigen Blicke übersehen und je nachdem sie von der Sonne beschienen ist, erscheint sie in einem erhöhten oder verminderten Glanze. Als ich sie gestern bei meiner Ankunft zum erstenmal sah, war sie ganz in Gold gehüllt, dessen Schimmer allmählig höher stieg und endlich nur noch die über dieselbe hinausragende Bergspitzen erleuchtete. Die See, deren ungeheure Fläche hinter mir und zu meiner Rechten ausgebreitet war, bewegte ein kühler Abendwind und sanft schaukelnd eilten auf derselben größere und kleinere Fahrzeuge dem Hafen zu. In diesem aber war alles noch Leben und Bewegung; doch waren es nicht die Kauffarthenschiffe, welche sie erregten, sondern ein Theil der französischen Transportflotte, die mit 18000 Mann Truppen nächstens nach einer unbekannten Bestimmung von hier absegeln soll.

Da Genua der erste Seehafen ist, den ich gesehen habe; so können Sie sich leicht denken, dafs mich alles, was dazu gehört, und sein Anblick aufserordentlich interessirt hat. Ich habe auch heute beinah den ganzen Tag in demselben zugebracht und mein Glückstern hat sogar gewollt, dafs ich gestern bei meiner Ankunft in keinem andern Wirthshause, als in dem Maltheserkreuze, das auf der Strafsse liegt, die von der Börse in den Hafen führt, Platz gefunden habe. Von meinen Fenstern kann ich nun das Gewühl, welches sie den ganzen Tag hindurch füllt, überblicken, das Wogen der Menge unterscheiden und überhaupt alles bemerken, was zwischen diesen zwei Punkten vorgeht.

Da meine Reisegefährten sich unter dem Thore von mir schon getrennt hatten, und ich allein in die grofse, volkreiche und gefährliche Stadt Genua einfuhr, ohne irgend jemand dort zu kennen oder auch nur zu wissen, wie

ich mich unter der Menge fremder Menschen von so verschiedenen Nationen zu benehmen habe, so überfiel mich auf einmal eine gewisse Bangigkeit, die ich weder in Paris, noch sonst an einem Orte, unter ähnlichen Umständen gefühlt hatte. Gewöhnlich pflegt man sich in solchen Fällen an seinen Fuhrmann zu halten, allein auch darauf mußte ich hier Verzicht leisten, denn als er in der neuen Strafe (*strada nuova*) mit mir angekommen war, hielt er still, hieß mich aussteigen und sagte mir, ich möchte mich nun nach einem Wirthshause umsehen, denn weiter sey keinem Wagen in der Stadt zu fahren erlaubt. Zu gleicher Zeit band er meinen Mantelsack ab, legte ihn zu meinen Füßen hin, bot sich die *buona manu* aus und kehrte wieder um. Da stand ich nun einige Minuten lang und wußte nicht, was ich anfangen sollte, den Mantelsack schämte ich mich auf den Rücken zu nehmen und wenn ich es auch über mich erhalten hätte,

wo hätte ich ihn hintragen sollen, da ich nicht genug italiänisch spreche, um ein Wirthshaus zu erfragen. Einige Vorübergehenden mußten wahrscheinlich meine Verlegenheit gewahr worden seyn, sie traten an mich heran und riethen mir, nur einige Augenblicke noch Geduld zu haben, weil bis dahin sich gewiß Träger einfänden würden, mit welchen ich in jedes beliebige Wirthshaus gehen könnte. Und in der That hatte ich kaum soviel Zeit gehabt, um über meine Lage nachzudenken, als sich drei oder vier einfanden, sich meiner Sachen bemächtigten und mir ihre Dienste anboten. Ich wagte es nicht einen einzigen von ihnen zurückzuschicken, behielt sie alle und ließ mich führen, wohin sie für gut befanden würden mich zu begleiten. Aber um meine Sachen war mir in den engen und finstern Strassen mehr als einmal bange und da jeder von ihnen einiges davon trug, so durfte ich kein Auge von ihnen verwenden, wenn mir der eine oder

der andere nicht entschlüpfen sollte. — Meine Furcht wurde indessen durch den Erfolg nicht gerechtfertigt, sie brachten mich glücklich in einem recht guten Wirthshause unter und so verdächtig sie auch aussahen, so hatte ich doch sogar nicht einmal Ursache, mich über sie, wegen der hohen *buona manu*, zu beklagen.

Ob es gleich noch Tag war, so wagte ich mich doch nicht mehr auf die Straſse; die Menge Menschen, die ich allenthalben gewahr worden war, ihr übles Aussehen und mehr als alles die engen Straſsen, in welchen es fast unmöglich ist auszuweichen, ohne an jemand anzustoſsen, hielten mich davon zurück. Da mir aber die Zeit auf meinem Zimmer zu lang wurde, so gieng ich hinunter in die Gaststube, wo ich französische Offiziere, Kaufleute und spanische, neapolitanische und römische Reisende bei einer großmächtigen Vase Punsch, sich über die wahrscheinliche Bestimmung der Expedition die Köpfe zerbrechen, antraf. Die

Meinungen darüber waren alle getheilt, einige behaupteten, es gehe nach Indien, andere man wolle das Vorgebürge der guten Hoffnung wieder erobern und noch andere glaubten, es sey blos auf Neapel und Sizilien damit abgesehen. Den Offizieren schien am wenigsten daran gelegen zu seyn, zu wissen, wo man sie hin führen würde, es war ihnen genug, daß Bonaparte an ihrer Spitze stehe [und so glaubten sie keiner Bangigkeit Raum geben zu müssen. Wenn ja einem oder dem andern nicht recht leicht ums Herz seyn mochte, oder der Wunsch, seine Freunde und Verwandten wieder zu sehn, in ihm rege wurde, so eilte er, ihn im Punsch zu ersäufen und sich wenigstens für diesen Abend neuen Muth damit zu trinken. Ich hatte sogleich, als ich ins Zimmer getreten war, mich zu ihnen setzen müssen und da sie mich für einen Reisegelehrten hielten, mußte ich ihnen so oft Bescheid thun, bis sich endlich auch meiner die unge-

stüme Freude bemeisterte, in die sie der Punsch schon versetzt hatte und die uns bis Mitternacht wach hielt.

Heute war mein erstes, die mitgebrachten Adressen abzugeben. Dies verschaffte mir die Gelegenheit, das Aeussere der Stadt wenigstens zu sehen. Allein wie ich es gefunden und was es für einen Eindruck auf mich gemacht, will ich bis auf Morgen versparen, denn jetzt ist es schon zu spät dazu und überdies muss ich noch den gestrigen Punsch ausschlafen.

Funfzehnter Brief.

Genua den 15. Mai.

Genua gehörte ehemals zu den reichsten Städten Italiens, jetzt kann man sie nur noch unter die schönsten und prächtigsten zählen. Diesen Vorzug verdankt sie ihrer Lage und der Menge Palläste und großer öffentlicher Gebäude, welche die den Aufwand liebende ehemalige Regierung dieser Republik und die Eitelkeit und der Stolz einzelner Privatpersonen errichtet haben. Auf dem Abhange mehrerer mit einander verbundener Berge erbauet, bildet sie in einem Halbzirkel das schönste Amphitheater, das man sich nicht malerischer denken kann. Den Durchmesser dieses Halb-

zirkels macht das Meer, das sich in weiter Ferne in den Wolken verliert und vermittelt des Hafens über den Mittelpunkt hinaus die Stadt berührt. Eine hohe Mauer, die an demselben hinführt, verbietet ihm, sich über die ihm angewiesenen Grenzen zu verbreiten und seine Wellen sind gezwungen, bald sanft anschlagend, bald mit stürmischer Gewalt, sich an ihr zu brechen. Hinter dieser Mauer ist eine Gallerie angebracht, auf welcher man um den ganzen Hafen herum gehen kann. Sie ist die gewöhnliche und einzige, aber wenig besuchte Promenade der Genueser. So lange die Sonne beinah senkrecht über der Stadt steht und ihre Strahlen, so wie der Siroko von den über sie hinausragenden Bergen aufgehalten und in derselben konzentriert werden, ist die Hitze im Frühling und Sommer in Genua so heftig, daß wer nicht daran gewöhnt ist, sich nur ungern aus seinem Zimmer auf die Straße wagt.

Aber sobald sich die Sonne zum Untergange zu neigen anfängt und der Oberfläche des Meers immer mehr nähert, muß man den Moment wahrnehmen, um dieses Schauspiel am Hafen zu genießen und den zu gleicher Zeit sich einfindenden erquickenden Seewind einzuathmen. Auf der Einfassung desselben hinwandelnd, sieht man, vor sich hin, in die weite blaue Ebene hinaus, an deren Wellen sich die Sonnenstrahlen brechen; so weit das Auge reicht, wird man nichts als Himmel und Wasser gewahr, einige kleinere Fahrzeuge steuern dem Hafen zu, von den größern erblickt man anfänglich nur die Seegel und Masten, die allein über die Fläche des Meeres hervorragen und wenn sie sich genähert, den ganzen Körper, wie er sich langsam auf denselben zu bewegt. Innerhalb dem Hafen findet die größte Thätigkeit statt; hier werden Schiffe und Barken ausgeladen, dort andere befrachtet; auf einigen sitzen oder liegen die

Matrosen um ein Feuer herum und bereiten ihr Abendbrodt, andere sind beschäftigt ihr Fahrzeug zu reinigen oder auszubessern. Die gegenwärtig hier befindliche Transportflotte bietet wieder ein ander Schauspiel dar. Ihre Verdecke sind ganz voll von Landtruppen, die singen, pfeifen und tanzen; alle Augenblicke wechseln die Scenen auf denselben und ihre Anzahl nimmt zu und ab, je nachdem sie Erlaubniß erhalten in die Stadt zu gehen, oder aus derselben zu ihren Schiffen zurück kommen. Das Ganze macht indessen doch einen sonderbaren Eindruck und man hat Mühe diese Menge Infanterie und Kavallerie sich mit der Flotte und der See zusammen zu denken. —

Auf der entgegen gesetzten Seite des Hafens liegt Genua, dessen Palläste und hohen Thürme und Kirchen über die sie umgebende niedrigere Häuser weit hinausragen. Wenn die Sonne hoch steht, kann man das Auge nur mit Mühe einige Zeit auf ihr ruhen lassen; der

der häufig zum Bauen gebrauchte helle Marmor und ein gewisser weißer schimmernder Stein, dessen man sich ebenfalls dazu bedient, blenden alsdann ganz außerordentlich. Desto gemächlicher aber kann man sie betrachten, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne nur noch die Spitzen der Berge röthen und über die Stadt ein dem Auge ungemein vortheilhaftes und sanfteres Licht verbreitet ist. Jetzt kann man den größten Theil ihrer hohen Gebäude unterscheiden und so zusammengedrängt auch das Ganze ist, nichts destoweniger ihren Umfang bemerken. Um diesen jedoch richtig zu beurtheilen, muß man sie vorher von oben herab gesehen haben, denn vom Hafen erblickt man nur die bebauten Anhöhen und nicht die zwischen denselben errichteten Häuser. Auch die schmalen Straßen von Genua muß man schon kennen und seine kleinen und unbedeutenden Plätze, und dann erst erhält man einen richtigen Begriff von

ihrer Anzahl und Größe und begreift, wie man sie auf einem, im Grunde doch beschränkten Raume, habe zusammendrängen können.

Um sich diese Ansicht zu verschaffen, ist die in einem der höchsten Theile Genuas errichtete Kirche Carignan der allerbequemste Standpunkt dazu. Sie wurde von der Familie Pauli im Jahr 1481. erbaut und hat, ein Denkmahl ihrer Devotion, ihres Stolzes und ihrer Reichthümer, Millionen gekostet. Die Kuppel derselben ist sehr kühn und überhaupt der Styl, in welchem die Kirche errichtet, einfach und geschmackvoll. Von der Gallerie, welche erstere umgiebt, hat man nach allen Seiten hin die ausgedehnteste Aussicht und schwebt mit den Blicken über der Stadt, dem Hafen und der See, ja man kann sogar, wenn die Luft rein und heiter ist, bis nach Korsika hinüber sehen. — Zur Seiten dieser Kirche, auf dem nemlichen Platze noch, auf welchem sie

erbaut ist, befindet sich der Direktorialpallast, ein mittelmässig großes aber altes und finsternes Gebäude. Es ist in Genua eben so versteckt, wie die Republik selbst unter den übrigen Staaten Europas und nur von ungefehr, oder aus Nothwendigkeit kann man diese Residenz der ersten obrigkeitlichen Personen derselben entdecken. — Eine prächtige und äusserst solide steinerne Brücke führt zu der Kirche Cagnan und hat die nehmliche Familie zu Erbauern. Da sie wegen der Höhe ihrer Lage von den Andächtigen, ehemals nur selten besucht werden und alte und schwache Leute sie beinah gar nicht ersteigen konnten, so fügte die Familie auch noch dieses Werk hinzu und erleichterte dadurch den Zugang zu derselben. Sie ist so hoch, dass an einigen Orten Häuser von vier und sechs Stockwerken sich unter derselben befinden und so lang und eben, dass man ihre allmähliche Erhöhung im Hinaufsteigen beinah gar nicht gewahr wird. Des

Wenn man am Fusse derselben sich links wendet, so gelangt man durch mehrere enge Gässchen, auf die größte, schönste und prächtigste Strasse von Genua, die *contrada nuova* genannt. Alle ehemaligen Großen und Reichen haben in derselben ihre Palläste und unter diesen ist der des Durazzo einer der ansehnlichsten und glänzendsten. Ob ich gleich kein Freund von vielem architektonischen Aufwande in Privatgebäuden bin und die Bequemlichkeit und Simplizität bei denselben allen andern Schönheiten vorziehe, so liess ich mir ihn dennoch zeigen, einmal weil es in Genua Sitte ist, dass ihn alle durchreisende Fremde sehn, dann aber auch, weil in demselben einige Werke der Kunst aufbewahrt werden, die man hier um so weniger übergehen muss, je ärmer die Stadt an allem ist, was Italien vor allen andern Ländern auszeichnet. Von aussen zeichnet sich die Wohnung dieses Reichen durch seine dekorationsmässige Malereien

aus, im Innern wird man durch die marmornen Treppen und Säulen und in den Zimmern durch das bis zum Ueberdruß häufig angebrachte Gold und die Menge Spiegel überrascht und geblendet. Ich habe in demselben kein einziges Kabinet oder Boudoir mit eleganten Meubeln, wie man sie in Paris so häufig findet, entdecken können; alles lauter grofse und hohe Säle und Zimmer, geschmacklos wegen ihrer Pracht, aber angenehm wegen der Kühle, die man auch in den heissesten Monachen in denselben antrifft. — Von den hier befindlichen Gemälden wird die Magdalena von Paul Veronese besonders gerühmt und man kann sie wirklich unter die vorzüglichsten und am besten aufbewahrten Werke dieses Meisters zählen. Eine heilige Katharine von Jordan, ein antiker Kopf des Vitellius und einige schlechte Statuen und Raphaels sind alles, womit sich der Stolz eines Durazzo brüstet und in seinem Eigendünkel

schon für einen Kenner, Verehrer und Beschützer der Künste hält. — Eine marmorne Terrasse, die gegen den Hof hinaus, ungefähr in der Mitte seines Pallastes angebracht ist, hat mir von Allem, was ich dort gesehen, am besten gefallen. Da die Häuser gegen den Hafen hin niedriger sind oder tiefer liegen, so hindert von derselben nichts die Aussicht nach dem Meere und man kann hier, unter einer Decke von Wachseleinwand, sich zu jeder Stunde des Tages das Vergnügen verschaffen, die Thätigkeit im Hafen und die Bewegungen der See zu beobachten.

Unweit von diesem Pallaste, aber etwas versteckt ist die Residenz der ehemaligen Dogen von Genua, ein grosses und merkwürdiges Gebäude, in welchem diese ersten Staatsbeamten der Republik mehr als Staatsgefangene, wie als Souveraine behandelt wurden. Statt der Statuen, die sonst vor dem Eingange desselben standen, und aller auf die alte Verfas-

sung Bezug habenden Monumente und Verzierungen, steht jetzt im Vorhofe nichts weiter, als ein kleiner, dürrer Freiheitsbaum, ein richtiges Bild der genuesischen Freiheit und über der Thüre flattert die zweifarbige, weifs und rothe Nationalfahne. Die beiden gesetzgebenden Räthe und einige Tribunäle halten gegenwärtig in den Sälen desselben ihre Sitzungen; der Rath der Jüngern versammelt sich in demjenigen, in welchem ehemals der grofse Rath seine Sitzungen hielt und der Rath der Alten in dem Saale, wo unter der vorigen Regierung der kleine Rath zusammen kam. Auch aus diesen Gemächern hat man alle Zierathen weggeschafft, die mit den neu aufgestellten Grundsätzen nicht mehr zu harmoniren schienen und an ihre Stelle republikanische Symbole gesetzt. Einige Freskogemälde und andere, die auf die Geschichte von Genua Bezug haben, haben nur allein vor den demokratischen Zeloten Gnade gefunden und dienen

der Gegenparthei als traurige Rückerinnerungen einer politischen Existenz, die eigentlich lange vor der Revolution schon aufgehört hatte.

Als ich in Genua ankam, liefs ich es sogleich eine meiner ersten Sorgen seyn, die Versammlung der Solonen dieser Duodezrepublik zu besuchen. Ich fand den Rath der Jüngern, in einem Halbzirkel auf Stühlen sitzend, eben mit der Organisation der Normalschulen und des Unterrichts der Jugend beschäftigt. Dieser Gegenstand, einer der wichtigsten in jedem Staate, war von den Genuesern von jeher so sehr vernachlässiget worden, daß es sich wohl der Mühe lohnte, sobald als möglich gut zu machen, was die ehemalige Regierung gewissenlos unterlassen hatte. Man kann im Genuesischen keine einzige Schulanstalt aufweisen, die auch mit den schlechtesten in Deutschland verglichen werden könnte; die Klasse der Gelehrten kennt man hier gar nicht oder ver-

achtet sie, das Verdienst wird mehr wie an jedem andern grossen Handelsplatze nach dem Gewicht abgemessen und wenn ja hie und da ein Genueser sich über das Mittelmässige erhob und Kenntniss erwarb, so hatte er beides dem Auslande zu verdanken. Den sichersten Beweis von dieser Nachlässigkeit der ehemaligen Regierung und von dem Mangel an Logik und überhaupt philosophischen und politischen Kenntnissen erhielt ich in der eben angeführten Sitzung des Rathes der Jüngern. Mehrere Redner standen auf und sprachen oder lasen Abhandlungen über die Erziehung ab, an welchen nur dasjenige einiger Aufmerksamkeit werth war, was sie aus den Schriften, die seit der Revolution in Frankreich über den nehmlichen Gegenstand erschienen waren, ausgeschrieben hatten. Alles übrige war leeres Geschwätz, viel Worte wenig Sinn und durchaus keine Logik und kein Zusammenhang. Die anwesenden Zuhörer betrugten sich

mit einem Anstande und einer Ruhe, die ich bei ganz gemeinem Pöbel, Matrosen und Schiffsvolke nicht gesucht hätte. Ich bemerkte keinen einzigen Mann von hohem Stande oder feinerer Bildung unter ihnen, diese sieht man wegen der Verachtung und Gleichgiltigkeit, mit welchen man überhaupt die gesetzgebenden Rätke behandelt, nie hier; dafür aber destomehr Bauern, Fremde und sogar Griechen, welchen ihre Versammlungen ein ganz neues Schauspiel gewehren.

Indessen findet doch dieses auch nur bei dem Rathe der Jüngern statt, der der Alten ist nicht nur von Zuschauern leer, sondern auch sehr oft von Gesetzgebern, welche, da sie in sehr geringer Anzahl sind, besonders aufgefordert werden müssen, wenn sie eine gesetzmäßige Versammlung halten sollen. Ich traf wenigstens nur drei oder vier in ihrem Saale an, die auf und abgiengen und da niemand mehr kam, sich ebenfalls entfernten. Und

doch fehlt es in Genua nicht an Gesetzen und im Innern der Räthe an keinen von den äussern Formalitäten, die in Frankreich etwas Grosses haben, hier ins Lächerliche fallen. Jeder Rath hat seinen Präsidenten und seine Sekretaire, einen Grofsvaterstuhl, eine Glocke und Huissiers, und die Gesetzgeber selbst dürfen nicht anders, als mit einer weifs und rothen Binde um den Leib oder den Huth erscheinen.

Zum Schlusse dieses Briefes und um Ihnen eine Probe, wie man hier mit den Gesetzgebern umgeht, und von der wirklich Statt findenden, fast möchte ich sagen, ausgelassenen Pressfreiheit in Genua zu geben, finden Sie hier einen Auszug aus einem Aufsatze, den ich in einem von den Blättern der hiesigen Nationalzeitung gefunden habe und der um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da der Verfasser desselben der Wahrheit auf eine seltene Art treu geblieben ist. — Ein Reisender, so heisst

es in der Einleitung — sey neugierig geworden, die würdigen Representanten der ligurischen Republik in der Nähe zu beobachten und habe deswegen die Reise nach Genua unternommen, um sie dort in ihren Versammlungssälen zu besuchen.

„Kaum war er in den großen und prächtigen Saal des Raths der Jüngern, in welchen er unter der vorigen Regierung nie hatte gelangen können, eingetreten, als er gewahr wurde, daß die Souverainität des ligurischen Volks diesem Lokale viel zu verdanken habe. Die geringe Anzahl der anwesenden Representanten liefs ihn einige Zeit glauben, er befinde sich in dem Rathe der Alten und er würde lange in diesem Irrthum beharrt seyn, wenn ihn nicht die im Zirkel aufgestellten sechzig Stühle davon zurückgebracht hätten. Er fragte nach den Nahmen der Gesetzgeber und da man ihm unter ihnen Gatti (Katzen) Porchetti (Ferkel) und Lupi (Wölfe)

nannte, sagte er scherzend, daß diese Thiere bei den Alten von übler Vorbedeutung gewesen wären.“

„Bis es eilf Uhr schlug, wo die Sitzung anfängt, gieng er im Saale herum und suchte sich über Alles, auch über die unbedeutendsten Dinge Auskunft zu verschaffen. Die Magnificenz des Saales, die Idee, daß sich in demselben täglich diejenigen Männer versammelten, welche von der Nation für die weisesten und aufgeklärtesten gehalten würden; der sublime und ehrwürdige Name von Gesetzgebern der ihnen ertheilt wurde, und daß die Wohlfarth des Volks der Gegenstand ihrer gleichsam göttlichen Sendung sey, hatten in ihm die erhabensten Begriffe von den Beschäftigungen des Rathes der Jüngern geweckt. — An der Thür sah er auf der einen Seite das Reglement ihrer Sitzungen und auf der andern die Tabelle der verschiedenen Ausschüsse angeheftet. — Einige vierzig Ausschüsse — dach-

te er bei sich selbst — müssen eine Arbeit von mehreren Jahren umfassen; sagt mir, wieviel Jahre bleiben die Representanten im Amte? — Zwei und höchstens drei, war die Antwort. — Warum also überträgt man ihnen Arbeiten, die ihre Nachfolger und vielleicht gar die Nachwelt erst beenden wird.“

„Endlich läutete es und die Sitzung hob an. Das Gemurmel im Saale hört auf, die Representanten nehmen ihre Plätze ein, jeder Profane verläßt ihren geheiligten Zirkel, die tiefste Stille herrscht um sie herum. — Eine wohl lautende Stimme unterbricht das Stillschweigen. — Wahrscheinlich liest ein Sekretair das Protokol vor? Das nicht, ob sie es gleich dem Reglemente gemäß thun sollten, allein sie finden es bequemer, das Protokol von einem andern vorlesen zu lassen. — Dieser Verstofs gegen das Reglement gefiel unserm Reisenden nicht; er gefiel aber destomehr den Sekretarien.“

„Dafs sich die Representanten in ihren Sitzungen mit Kleinigkeiten oder mit Dingen, die nicht zur Sache gehören, sollten beschäftigen können, hätte er sich nimmermehr eingebildet. Und doch hörte er hier einige Mitglieder, die ihren Kollegen Unterricht in der alten Geschichte gaben und indem sie sie mit den Angelegenheiten von Sparta und Athen beschäftigten, ihnen keine Zeit für die Angelegenheiten der Republik Ligurien übrig liefsen. Ein anderes fieng darauf an von den ersten Zeiten der Kirche zu sprechen und unterhielt die Representanten von den heiligen Sakramenten und der Kirchendisziplin.“

„Da er gewahr wurde, dafs sich der Rath bald in ein Conzilium, bald in eine Akademie, bald in ein Liceum verwandelte und mit der gröfsten Schnelligkeit von Sparta nach Trident und aus Palestina nach Ligurien reiste, so hatte er Mühe sich zu überzeugen, dafs er der gesetzgebenden Versammlung einer Na-

tion beiwohne, die so eben erst wiedergeboren, neuer Gesetze nothwendig und schleunig bedurfte. Es schien ihm nicht nur wahrscheinlich, sondern auch möglich, eine grössere Schnelligkeit in die Verhandlungen des Rathes der Jüngern zu bringen.“

„Schon stand er im Begriffe den Pallast zu verlassen, als er bei einem Saale vorbei gieng, in welchem er die tiefste Stille bemerkte. Man sagte ihm, dafs in demselben allezeit das grösste Stillschweigen herrsche. Wahrscheinlich denken diese hier über irgend ein sehr wichtiges Projekt nach — lispelte er seinem Nachbar ins Ohr — und es wäre unverzeihlich, sie zu stören. — Das nicht — erwiederte dieser — sie sprechen nie mehr wie jetzt. — Sie sind also stumm oder blofse Figuranten *)? — Es
sind

*) Ich habe, um den Sinn deutlicher wieder zu geben, Rappresentanti, wie es im Original

sind Representanten. — Und was machen Sie denn? — Sie representiren die Representanten *).“

„Lassen Sie uns also von den Todten weg und zu den Lebenden zurück gehen.“

ginal heisst, durch Figuranten übersetzen zu müssen geglaubt. A. d. V.

*) Nach dem was ich weiter oben schon von dem Rathe der Alten gesagt habe, wird wohl niemand mehr zweifeln, dass hier ebenfalls von ihm die Rede sey. A. d. V.

Sechzehnter Brief.

Genua den 17. Mai.

Diesen Morgen um acht Uhr wurden die Gärten von Bonaparte eingeschifft und gegen zehn Uhr fieng die Flotte an, die Anker zu lichten und allmählich in See zu stoßen. Schon gestern war es keinem einzigen Gemeinen mehr erlaubt, ans Land zu kommen und auch die Offiziere durften nicht in der Stadt übernachten. Jedermann glaubte die Expedition würde noch vor Tagesanbruch vor sich gehn, allein wie es scheint, so hat sie der k ntraire Wind, der sie seit mehreren Tagen schon an dem Auslaufen hinderte, auch noch die letzte

Nacht davon abgehalten. Desto thätiger aber wurde diesen Morgen im Hafen gearbeitet, die Stadt ist wie ausgekehrt von Militair und ein Schiff seegelt nach dem andern in die weite See hinein, ohne dafs vielleicht mehr als zwei oder drei Personen von der ganzen Mannschaft, die wahre Bestimmung der Flotte kennen. Indem ich dieses schreibe befindet sich ein Theil derselben noch im Angesichte von Genua, und ein anderer ist im Hafen und möchte vielleicht auch vor einbrechender Nacht ihn schwerlich verlassen. Es geht, soviel ich bemerkt habe, ausserordentlich langsam damit zu, bis ein Schiff in Stand gesetzt wird, sich seiner Seegel zu bedienen und ohne andere, als die höchst nothwendige Hülfe, sich weiter zu bewegen. Indessen wird es mit jeder Stunde immer heller im Hafen und bald werden keine andern Fahrzeuge mehr in demselben seyn, als einige Kaper und kleine unbedeutende Kauffartheschiffe, die höchstens nur bis Korsika und Sar-

dinien oder nach den verschiedenen französischen und italienischen Seehäfen seegeln.

Eine gleiche Leere habe ich gestern Abend, als ich in die Komödie gieng, auch in der Stadt schon bemerkt. Gewöhnlich hatte ich, wenn es anfieng kühl zu werden, die größte Mühe, mich durch die Menge, die von meiner Wohnung an, bis zur Börse, unaufhörlich wogte, hindurch zu drängen; allein von dem Augenblicke an, wo die französischen Truppen alle eingeschifft wurden, oder nicht mehr ans Land kommen durften, blieben die Straßen unausgefüllt, oder man sah in denselben nur einige auf- und abgehende Handelsleute, Kohlen- und Packträger. Die Genueser sind mit dieser nun eingetretenen Stille und Leere ganz und gar nicht unzufrieden und ich glaube, sie haben auch keinesweges Ursache es zu seyn. Zwar hat das französische Generalkommando sich angelegen seyn lassen, die strengste Mannszucht unter den Truppen zu halten, wenn sie

ans Land kamen; allein unerachtet dessen hat man doch nicht Excesse vermeiden können und man hat mich versichert, daß so lange die Flotte im Hafen gelegen, keine Nacht vergangen sey, wo man nicht sechs bis acht ermordete Franzosen in den Straßen gefunden hätte. Der Genuesische Pöbel weiß sich des Messers eben so gut wie der Piemontesische zu bedienen und es bedarf nur einer unbedeutenden Kleinigkeit, um von ihm in den engen Straßen hinterlistiger Weise niedergestofsen zu werden, ein Unglück, dem der gemeine Soldat um so mehr ausgesetzt ist, weil er nicht genug vermeidet, mit ihm in Kollision zu gerathen und durch sein Betragen dem Hasse, den der Pöbel gegen jeden Franzosen im Herzen trägt, immer mehr Nahrung giebt.

Wahrscheinlich werden Sie aus den Zeitungen schon wissen, daß kein einziges Frauenzimmer hat mit eingeschifft werden dürfen.

Dieser Befehl ist auch wirklich mit einer Strenge ausgeführt worden, die nahe an Grausamkeit grenzt. Gestern und heute habe ich mehrere Weiber bemerkt, die mit Gewalt ihren Männern auf die Schiffe nachfolgen wollten und mit der größten Härte nur davon abgehalten werden konnten. Heute sitzen sie, mit ihren Kindern, hilflos und verlassen am Hafen, sehen wie ein Schiff nach dem andern in See sticht, breiten die Arme nach ihm aus und verzweifeln. Und in der That, ihre Lage ist schrecklich. Die meisten von ihnen sind entweder aus dem Venetianischen, oder aus der Schweiz oder aus entfernten französischen Departementen und gröstentheils ihren Männern ohne Einwilligung ihrer Eltern nachgezogen. Wo sollen diese Armen nun hin? Nach Hause wagen sie es nicht zu gehn, weil sie eine üble Aufnahme befürchten müssen und wollten sie sich auch darüber hinwegsetzen, womit sollen sie die weite Reise bis

dahin machen? Denn anstatt ihnen Geld zurück zu lassen, haben ihnen die Männer auch noch das wenige abgeschwatzzt, was sie aus dem väterlichen Hause mitgenommen hatten. — Die Regierung nimmt und kann sich ihrer nicht annehmen, denn alle Großmuth, welche die Zeitungen nicht ausposaunen, ist ihr fremd. Es bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als sich an die Wohlthätigkeit der Genueser zu wenden und diese, habe ich bemerkt, gehen bei keiner verlassenen und hülflosen Soldatenfrau vorüber, ohne ihr einige Sous zuzustekken. — Die Offiziersfrauen sind in dem nehmlichen Falle und, wo möglich, noch übler dran. Jene können doch noch arbeiten und sich damit etwas verdienen, allein diese sind es entweder nicht gewohnt, oder verstehen es nicht, und da sie beinah alle kein Vermögen haben, so laufen sie Gefahr vor Hunger entweder umzukommen, oder was sehr häufig zu geschehn pflegt, wuchern mit ihren Reizen, ein Hand-

werk, das in Italien, wo sich alles damit abgiebt, eben nicht sehr einträglich ist.

In Genua dürfen sie wenigstens nicht hoffen, viel damit zu verdienen, besonders da nur eine sehr unbedeutende französische Garnison hier geblieben ist. Das Cicisbeat und die unordentliche Lebensart der hiesigen Frauen sind hier, wo möglich, noch allgemeiner, wie in Turin. So hart das alte Sprichwort: *Mare senza pesce, montagne senza boschi, gente senza fede e donne senza vergogna* *), ist, so kann man doch nicht umhin, wenn man in Genua auch nur eine sehr kurze Zeit sich aufgehalten hat, einzugestehen, daß es eine sehr richtige Charakteristick der Stadt und seiner Einwohner enthält. Gewöhnlich trifft man in allen andern Seestädten eine große

*) Ein Meer ohne Fische, Berge ohne Waldungen, Männer ohne Redlichkeit und Weiber ohne Schaam. A. d. V.

Menge Fische an, allein in Genua findet man das Gegentheil davon, sie sind entweder sehr selten oder werden aus benachbarten Landseen und Flüssen dahin gebracht. — Die Berge, welche Genua von drei Seiten umgeben, sind zwar grün bewachsen, allein sie geben nur niedriges Strauchwerk und man muß das Brenn- und Bauholz bis auf der Bocchetta suchen oder es zur See kommen lassen. Gewöhnlich sind die Anhöhen ganz kahl oder mit Gras bewachsen, das jedoch zu mager ist, als daß es gute Triften abgeben sollte.

Daß man in Genua unter den Männern wenig Treue und Redlichkeit antrifft, daran mögen wohl ihre ehemalige Regierung, ihre Erziehung und ihre Lebensweise die größte Schuld haben. Zu klein und ohnmächtig und doch dabei zu stolz, um sich mit einer gewissen politischen Nullität zu begnügen, war der Staat von Genua von jeher gezwungen, dasjenige allezeit zu erschleichen, was man ihm

auf dem graden Wege nie eingestanden haben würde. Es entstand also allmählig eine Politik, die zwar seinem Interesse angemessen war, aber das Tageslicht unmöglich vertragen konnte. Wäre sie blos von einigen wenigen Staatsbeamten geübt worden, so würde ihr Einfluß auf die Nation vielleicht nie von großen Folgen gewesen seyn. Allein an der Regierung nahmen die ersten und vornehmsten Familien der Stadt Antheil, dort lernten sie, daß alle Mittel, die zum Zweck führen, gut seyn, und je mehr sie mit dieser Moral vertraut wurden, je schwerer wurde es ihnen, sie nicht auch ins gemeine Leben überzutragen. Ein treuloser und falscher Staatsmann kann und wird nie ein treuer und offener Privatmann seyn.

Nächst der Beförderung und Erhaltung des Glanzes ihrer Republik war von jeher der Genueser erste Sorgfalt, ihr eigenes Privatinteresse zu begünstigen. Ohne alle wissenschaftliche Erziehung, unwissend bis zur Nicht-

kenntniß ihrer Sprache, haben sie keinen andern Begriff von der Bestimmung des Menschen, als das Anhäufen von Reichthümern. Darauf ist ihr Dichten und Trachten Tag und Nacht gerichtet, dies ist ihre erste und einzige Beschäftigung und sie thun keinen Schritt, wenn sie nicht voraussehen, daß sie etwas dabei verdienen werden. Aber nicht immer ist es möglich, auf eine ehrliche Weise Gold zusammen zu scharren und hier kommen ihnen ihre Staatsgrundsätze und der Antheil, den sie an der Souverainität haben, vortreflich zu statten. Einer Regierung, sagen sie, ist alles erlaubt, so bald es ihr Interesse erfordert und mit dieser Moral sprechen sie sich von jeder Ehrlichkeit und Treue gegen andere frei. — Diese Art zu urtheilen und zu handeln, haben sie auch in die neue Regierungsform mit hinüber gebracht, denn die Menschen sind die nehmlichen geblieben und nur in Ansehung der Grundsätze sind Veränderungen geschehen.

Auch die physikalische Lage und Beschaffenheit ihrer Republik erlaubt ihnen nicht anders als durch Wucher reich zu werden. Auf unfruchtbaren Felsen gegründet ist der Landbau so gut wie null; kaum daß der Bauer, mit der größten Mühe und Arbeit, der Erde den nöthigen Unterhalt abtrotzt; der Seidenbau ist wegen der Nähe von Piemont und der Lombardei sehr unbedeutend und nur der Olivenhandel, der jährlich gegen vierzig Millionen leichte Livres einträgt, kann als der größte und einzige innere Reichthum und Ertrag des Staats angesehen werden. Aber hinreichend ist er bei weitem nicht, um den Durst nach Golde der Genueser zu befriedigen, zumal jetzt, wo sie von der Regierung entfernt, nicht nur mehr wie ehemals bezahlen müssen, sondern auch manche Quelle ihrer Einkünfte verstopft sehen. — Und doch machten und machen sie auch jetzt nur einen sehr unbedeutenden Aufwand. — Den Tag

hindurch sind sie ganz Kaufleute und leben blos für ihre Geschäfte; man sieht sie nicht anders als im Comtoir oder in Porto Franco *). Des Abends erst fangen ihre Unterhaltungen an und diese bestehen im Theater und in den conversationi, wo den Gästen Karten und ein Glas Wasser gereicht werden.

Um ihre Frauen bekümmern sie sich aus Hang und aus Etikette schon acht Tage nach der Hochzeit nicht mehr. Da auch die Ehen mehr wie eine kaufmännische Spekulation, als wie eine Verbindung angesehen werden, von welcher das Glück und die Zufriedenheit zweier Menschen abhängen, so bekümmern sich Mann und Frau nicht mehr um einander, als

*) So heißen die Magazine, längs dem Hafen, in welchen die Kaufleute ihre Waaren aufbewahren, bis sie sie entweder im Ganzen verkauft oder weiter versenden.
A. d. V.

nur in so fern das Geldinteresse des einen oder der andern es erfordert. Der gute Ton verbietet ihnen auch für einander diejenige Aufmerksamkeit zu haben, welche in andern Ländern gewissermaßen als Schuldigkeit gefordert wird. Eine Frau würde sich lächerlich machen, wenn sie mit ihrem Manne im Publikum erschiene, kaum daß er in ihrer Gesellschaft den dritten oder vierten machen darf. Wenn sie nur irgend zu leben weiß und nicht schon ganz unter die verblühten Schönheiten gehört, muß ein Servente ihr beständiger Begleiter seyn, sie muß einen Amant haben und zwei oder drei Hausfreunde, die ihr Gesellschaft halten. Die Genueserinnen scheinen dieses, so viel ich bemerkt habe, meisterhaft zu verstehen, denn wo ich nur irgend eine von Bedeutung sah, war sie jedesmal von drei bis vier Männern umgeben, unter welchen ihr Gatte, der Etiquette gemäß, allezeit fehlte. Indessen muß ich gestehen, daß ich in Genua prächtige Weiber

gefunden und selbst unter dem Schleier, Messero genannt, der dem Wuchse nicht sehr vortheilhaft ist, Schönheiten entdeckt habe, die ich in Turin vergeblich gesucht hätte. Aber auch aus dem bescheidensten und züchtigsten Gesichtchen sprüht ein Feuer hervor, das den Vulkan, der in ihrem Innern tobt, nur zu sehr verräth. Sie sind ganz sinnlich, ganz Wollust und haben nicht einmal das Verdienst, wenn es eins zu nennen ist, sie verfeinert zu haben. Dazu lassen ihnen ihr heftiges Temperament und der schnelle Wechsel, mit welchem sie von einem Gegenstande zum andern eilen, keine Zeit; sie übersättigen sich mit Genuß ohne mehr als ein ganz gewöhnliches sinnliches Bedürfnis zu befriedigen und verblühen, ohne sagen zu können, daß sie aus ihrer Jugend und ihren Reizen denjenigen Vortheil gezogen haben, welchen sie bei mehr Mäßigung und größerer Besinnung gewiß daraus erhalten würden.

Seitdem Genua revolutionirt und französische Besatzung aufgenommen hat, haben die Weiber besonders dabei gewonnen. Ehmals waren die Beispiele sehr selten, daß eine Genuesische Königin *) sich so sehr vergessen und unter ihrem Stande einen Servente oder Amant gewählt hätte. Wenigstens wagten sie es nie, öffentlich eine Neigung zu verathen, bei welcher sie weit mehr ihre Rechnung fanden, als bei den entnervten und verschrobenen Königssöhnen oder Patriziern. Diese existiren nun heute in politischer Rücksicht nicht mehr und statt ihrer haben sich Männer und Familien erhoben, in welchen etwas mehr Mark als in ihnen anzutreffen ist. Die Würden, welche sie bekleiden, verschaffen ihnen den Zutritt zu Häusern, über deren Schwellen sie

ehmals

*) Jede Patrizierin hielt sich wegen Korsika für eine Königin. A. d. V.

ehmals nie kamen, ja man läßt sich aus Politik so weit herab, den mächtigsten von ihnen zu schmeicheln und sie sich zu Freunden zu machen. Dieses Betragen, zu welchem die Männer den Ton angegeben haben, wird nur dann von den Weibern nachgeahmt, wenn der neue Mächtige sowohl ihrer Eitelkeit, als ihrem Temperamente zu entsprechen scheint; sie sind bemüht ihn an ihre Reize zu fesseln und wissen sich eben soviel damit, einen philosophischen Republikaner unterjocht zu haben, als sie ehimals stolz darauf waren, einen regierenden Senator zu ihren Füßen zu sehen.

Indessen so haben doch nicht alle diesen Triumph über ihre Eitelkeit erhalten können. Aber deswegen sind sie darum um nichts weniger zu kurz gekommen. In Genua findet eine immerwährende Ebbe und Fluth von französischen Offizieren statt, die bald mehr oder weniger Herkulisch, mehr oder weniger artig und einnehmend sind. Als Herren und

Besieger von Italien stehen ihnen alle Thüren offen und je gehässiger sie den Männern sind, jemehr lassen es sich die Weiber angelegen seyn, sie dafür zu entschädigen. Einem galonirten Huthe widersteht keine Genueserin und die Binde um den Arm der Adjudanten hat so große Reize für sie, daß selbst der treueste und dienstfertigste Servente darüber bei Seite gesetzt wird. Sie können jetzt ins Theater oder in Gesellschaften gehen und Sie werden hinter jedem Stuhle einer artigen Genueserin, keinen ehemaligen Nobile mehr, wohl aber mehrere Helden der italiänischen Armee antreffen. Diese Herren scheinen jetzt überhaupt in ganz Italien den Ton anzugeben und da sie in jedem Betrachte artiger, witziger und liebenswürdiger wie die kaufmännischen Genueser sind, so kann ich es ihren Frauen nicht verdenken, wenn sie von der allgemeinen Landessitte dazu berechtigt, ihnen den Vorzug geben. Die Verschiedenheit der Sprache ist hier

kein Hinderniß, denn wenn die Genueser überhaupt auch nur selten italiänisch kennen, so verstehen ihre Weiber doch alle mehr oder weniger französisch und wenn dies auch nicht der Fall ist, so liegt wenig daran, denn bei ihren Verbindungen mit Männern ist die Sprache eine sehr unbedeutende und überflüssige Sache.

Siebzehnter Brief.

Genua den 20. Mai.

Jemehr ich die ehemaligen Genueser in ihren Werken betrachte, jemehr Aehnlichkeit finde ich zwischen ihnen und gewissen kleinen deutschen Reichsfürsten. Der nehmliche Stolz, die nehmliche Vorliebe für allen äussern Glanz und in die Augen fallende Pracht beseelt sie; ihre Eitelkeit muss in allem, was sie unternehmen, befriedigt werden und wo dieses nicht der Fall ist; da beherrschen sie Geldgeiz, Wucher und die schmutzigste Oekonomie. Diese Bemerkung muss man machen, wenn man in das Innere der Familie eingeführt zu

werden Gelegenheit findet. Bis man in das eigentliche Wohnzimmer gelangt, muß man zwischen zwei Reihen Bedienten und eine Folge von Sälen und Gemächern durchgehen, die alle durch ihre äussere Pracht die grösste Idee von der Aufnahme, die man zu erwarten hat, rege machen. Allein wie sehr findet man sich getäuscht, wenn man endlich den verborgenen Zirkel der Familie betreten und dort mit schönen Worten und einem Glase Wasser abgespeist wird. Der Begriff, so wie die Sache der Gastfreundschaft sind zwei ganz unbekannte Dinge für sie, sie verstehen nicht einmal sich untereinander zu vergnügen, leben meistens für sich und wenn sie Tafel geben oder Conversationen halten, so geschieht es entweder aus Interesse oder um mit dem prachtvollen aber geschmacklosen Ameublement ihrer Zimmer zu prahlen.

Nur scheinen wollten die Genueser von jeher, und diese Maxime befolgte nicht nur

der Staat, sondern auch jeder einzelne Patrizier, ja ich möchte beinah sagen, jeder Einwohner der Stadt. Da es ein leichtes ist, mit ein wenig Gewandtheit, die Augen der Fremden und Durchreisenden zu blenden, so ward es ihnen nicht schwer, den Ruf von Grösse, Reichthum und Macht, welchen die Republik ehemals mit Recht verdient hatte, auch da noch zu unterhalten, als kaum ein unbedeutender Schatten davon übrig geblieben war. Sie unterliessen dem zufolge alles, was nicht gleich in die Augen fiel und unternahmen und führten mit den grössten Unkosten aus, was dem Durchreisenden bei dem ersten Blicke auffallen mußte. So würden Sie hier vergeblich nach irgend einer bedeutenden Schulanstalt fragen; Genua hat kein Gymnasium, keine Akademie, nichts worauf man in andern Staaten die grösste Sorgfalt verwendet. Der Genueser findet in seiner Vaterstadt kaum Gelegenheit lesen und schreiben zu lernen und fühlt einer oder der, andere

den Trieb in sich, Kopf und Herz durch Kenntnisse und Wissenschaften auszubilden, so muß er außerhalb der Republik sich darnach umsehen. Doch dieser Fall fand bei den ehemaligen Nobilität oder doch nur äusserst selten statt; wenn sie schreiben, lesen und zählen konnten, so wußten sie genug, um Geld zusammen zu scharren und im Staate ein Amt zu bekleiden, denn dazu wurden nicht mehr Kenntnisse, wie zu jenem erfordert. Die mittlere Klasse der Bürger nur allein zeichnete sich auch hier, wie allenthalben, in diesem Stücke von ihnen aus; sie brachte einige recht geschickte Leute hervor, die aber dennoch ihre eigene Sprache so wenig, wie fremde verstanden und aus Gewohnheit und wie man sich jetzt ausdrückt, um für keinen Aristokraten zu gelten *), die

*) Der Genuesische souveraine Pöbel behauptet, daß alle diejenigen, welche rein italienisch sprechen, sklavische Gesinnungen

Toskanische Mundart nicht kannten oder sich doch zu sprechen hüteten.

Aber wenn sie keine bedeutende Schulanstalten in Genua entdecken können, so stoßen sie auf desto mehr grössere und kleinere Paläste und Kirchen. Ich habe Ihnen von beiden schon zwei genannt, könnte aber noch eine ganze Reihe davon aufführen, denn daran fehlt es in Genua nicht. Von den Kirchen ist die der Annonciata wegen der Verschwendung von Marmor weit mehr, als wegen der Reinheit des Styls, noch eine der sehenswerthesten. Es ist noch nicht lange her, daß sie gänzlich beendigt worden ist; sie fällt äusserst vortheilhaft in die Augen, aber wenn man bedenkt,

hegen und Freunde der Tyrannen und Aristokraten sind. Wer sich also bei ihm einen Anhang machen oder von ihm nicht mishandelt werden will, muß durchaus seine grobe und unverständliche vaterländische Mundart sprechen. A. d. V.

dafs es den Genuesern ein leichtes ist, den schönsten Marmor mit sehr wenig Unkosten zur See kommen zu lassen, so verliert sie grade dadurch am meisten und es bleibt im Gedächtnifs des Reisenden keine andere Vorstellung davon zurück, als ihre Begierde allenthalben und in allen Stücken zu glänzen. Ueber dem Haupteingange ist ein Gemälde von **Julius Caesar Procacini**, eines von den besten Werken dieses Meisters, aber zu wenig erleuchtet, als dafs es die gehörige Wirkung machen sollte. — Schöner und richtiger ist die Manier, in welcher die Kirche des heiligen **Ambrosius** erbaut ist; ihre äussere Façade zeigt besonders von grossen und nobeln architektonischen Grundsätzen und so häufig auch Säulen von Marmor von Aussen und im Innern derselben angebracht sind, so gefallen sie doch weit mehr wegen dem Verhältnisse, in welchem sie mit dem Ganzen stehn, als wegen dem Glanze, den sie um sich werfen. Diese

Kirche gehört der Familie Balbi und wurde von ihr den Jesuiten eingeräumt. Sie besitzt zwei Gemählde von Rubens und von Guido Reni, über welchen man alle ihre Pracht übersieht. Das erstere ist ein Altarblatt und stellt die Beschneidung vor, und das andere eine Himmelfahrt. Ich habe keine Ursache, ihre Aechtheit zu bezweifeln.

An der Kirche *Delle Vigne*, die wegen ihrer Bauart und Grölse nichts Ausgezeichnetes besitzt, fiel mir die auf einer kleinen Tafel befindliche und an dem Haupteingange angeheftete Aufschrift: *Indulgenza plenaria quotidiana perpetua* am meisten auf. Ein frommer Beter, den ich auf den Stufen derselben knieend antraf, erklärte sie mir auf mein Gesuch und ich erfuhr, daß wer dieselbe besuche, für alle mögliche Sünden vollkommenen und immerwährenden Ablass erhalte. Diesen Grad von Möncherei hätte ich wohl in Rom erwartet und auch in Turin wär er mir weniger aufge-

fallen, aber in Genua, in dem revolutionirten und neu philosophischen Genua hätte ich ihn nimmermehr zu finden geglaubt. Und doch steht ungefähr zehn Schritte vor der Kirchthür ein kleines Freiheitsbäumchen und auf der Spitze desselben flattern vom Winde bewegt, zweifarbige Nationalbänder. Die Entfernung zwischen dem Licht und der Finsterniß ist also hier nicht gröfser, als ungefehr zehn Schritte und beide Extreme trennt der unbedeutende Raum von einigen Schuhen. Ich kann, wenn ich so etwas sehe, nicht begreifen, wie sich Menschen von ihrem Eigendünkel so sehr verblenden lassen können, dafs sie wähnen, der Freiheit schon entgegen gewachsen zu seyn, wenn sie noch eines täglichen vollkommenen Ablasses nöthig haben. Zwar werden Sie mir einwenden, dafs Diejenigen, welche ihn hieher zu suchen kommen, weder die Freiheit gewollt, noch sie auch zu schätzen wissen. Ich will es Ihnen gern zugeben,

aber wagen Sie einmal den Versuch und beweisen Sie einem patriotischen Ligurier, daß er nicht frei und Republikaner zu seyn verstehe und er wird Ihnen das Gegentheil mit den Fäusten vordemonstrieren. Die Freiheit, — das Wort und nicht die Sache — ist gegenwärtig ein eben so unentbehrliches Bedürfniß für die Anhänger der Revolution, wie die religiösen Ceremonien der römischen Kirche. Nehmen Sie ihnen die Freiheitsbäume, die Nationalkokarde, die patriotischen Lieder und die Grüsse *Cittadino* und *E viva!* und sie werden sich eben so schrecklich darüber gebearbeiten, als wenn Sie ihnen ihre heiligen Bilder, ihre Scapuliere, ihre Litaneien und ihre *Aves Maria* vorenthalten wollten. Zu ihrer Zufriedenheit gehören nothwendig zwei Glauben, ein politischer und ein religiöser; den ersten konnte man dem Patrioten durch einen andern sehr leicht ersetzen, denn dabei war sein Interesse mit im Spiele, aber den zweiten, wo-

bei es um nichts weniger, als um seiner Seelen Seeligkeit zu thun ist, liefs er sich um alle Schätze der Welt nicht rauben. Wenn er niemand mehr hätte, der ihm seine Sünden vergäbe, so dürfte er sich ja nicht mehr des Dolches bedienen, er dürfte niemand betrügen und müfste ein ehrlicher Mann seyn, eine Forderung, zu welcher sich der ganz sinnliche und dem Interesse ausschliessend ergebene Genuesser nur mit der gröfsten Mühe verstehen kann. — Nun — werden Sie sagen — so hätte man ihn auch in seiner politischen Sklaverei lassen sollen. — Freilich wohl, allein glauben Sie dafs er darum frei ist, weil er keinen Doge, keine Senatoren hat? Wer Ablässe braucht, weifs nicht, was Freiheit ist, kann es unmöglich wissen. — Doch davon ein andermal.

Zwei öffentliche Anstalten haben mir in Genua und werden auch gewifs jedem Menschenfreunde weit mehr gefallen, als alle von Gold und Marmor strotzenden Palläste und

Kirchen. Ich meine die beiden Spitäler. Das erstere ist ein großes, luftiges und bequemes Gebäude, das in mehrere Quartiere, welche wieder verschiedene Säle haben, abgetheilt ist. So niederschlagend und traurig der Anblick ist, welchen die leidende Menschheit in dergleichen Anstalten gewährt, so glaubte ich doch, sie nicht vorbeigehn zu müssen. Das erste, was mir im Innern in die Augen fiel, war die außerordentliche Reinlichkeit, die so wohl in den Gängen, wie in den Sälen herrschte. Die Kranken sind in drei Klassen abgetheilt, in die Verwundeten, mit Fiebern behafteten und Venerischen. Die beiden ersten hatte ich den Muth aufmerksam zu untersuchen und muß gestehn, daß ich sie alle mit einer Sorgfalt gepflegt fand, wie man sie nur selten in so weitläufigen Anstalten antrifft. Die Anzahl der Verwundeten hatte wehrend der Anwesenheit der französischen Landungstruppen, ganz ungewöhnlich stark zugenommen und die Auf-

wärter versicherten mich, daß noch nie so viel Messerstiche gegeben worden seyn, als in diesem kurzen Zeitraume. Glücklicherweise waren die meisten nur leicht verwundet, denn diese konnten eigentlich auch nur hierher gebracht werden und die übrigen blieben entweder todt auf der Stelle oder verbluteten sich, ehe man ihnen zu Hülfe kommen konnte. — Es befinden sich gegenwärtig in allem 1204 Kranke hier, da sonst die gewöhnliche Anzahl nur 1000 beträgt. Die Kosten belaufen sich auf 6000 genuesische Livres monathlich und die ganze jährliche Einnahme des Spitals, die ehemals 400000 Livres ausmachte, beträgt jetzt nicht mehr als 100000 Livres, eine Verminderung, die man nicht ganz mit Unrecht der Revolution zuschreibt.

Das zweite Spital, das den Genuesern Ehre macht, ist das der Unheilbaren. Sie werden mir vielleicht bemerken, daß ihre ganze Stadt als solches betrachtet werden kann; aber

Spafs bei Seite, diese Anstalt ist eine der besten, die ich in der Art gesehen habe, und sollte sie auch wirklich nicht alle Kranken aufnehmen können, die dahin gehören. Ich muß gestehn, die Aufschrift, welche mir über dem Eingange ihre Bestimmung erklärte, versetzte mich auf einmal in eine so traurige Stimmung, daß ich mich nur mit Mühe entschliessen konnte, ihr Inneres zu betreten. Bicetre und die Salpetriere schwebten mir auf einmal wieder vor, und da ich wufste, daß man hier auch die Wahnsinnigen aufbewahre, so fürchtete ich ähnliche Auftritte, wie dort zu haben. Es liegt etwas so niederschlagendes und schreckliches in dem Worte Unheilbar, daß man unmöglich, ohne die wehmüthigsten Gefühle zu haben, den Ort, der solche hülflose Kranken umfaßt, betreten kann. Wenn man bedenkt, wieviel der Mensch leiden und ausstehen muß, den nur eine gewöhnliche Krankheit befällt und baldige

dige Genesung hoffen darf, so geräth man schier in Gefahr, den Schöpfer zu tadeln, der Wesen ins Daseyn rief, um sie bis zur Verzweiflung und ohne alle Rettung elend zu machen. Denken Sie sich die Lage der hier befindlichen achthundert Unheilbaren, unter welchen Diejenigen noch die glücklichsten zu nennen sind, welche weder Vernunft noch Bewußtseyn haben und Sie werden mit mir vor Entsetzen darüber zusammen schaudern. Da liegen sie nun auf ihrem Krankenlager, von Schmerzen gefoltert, ohne Trost, ohne Hülfe; verfluchen ihr Daseyn, sehn mit jeder Minute ihren letzten Augenblick herannahen, sehn wie sie allmählich der Vernichtung übergeben werden, wünschen den Tod als ihren einzigen Retter, wünschen ihn und doch bleibt er aus und mit jedem anbrechenden Tage, mit jeder untergehenden Sonne stellen sich neue und immer schmerzhaftere Qualen ein.

Aber zu schauderhaft ist dieses Bild und zu erschütternd; nichts ist schrecklicher als helfen zu wollen und nicht helfen zu können. Lassen Sie uns hinweg eilen aus diesen Gemächern der Verwesung und den Menschen da aufsuchen, wo sein Anblick und der sanfte Einfluß der Harmonie reizendere Bilder in der tiefbewegten Seele wecken können.

Das Theater in Genua gehört weder zu den schlechten, noch erhebt es sich auch viel über das Mittelmäßige. Da keine beständig engagirte Schauspielergesellschaft hier ist, so kommt es darauf an, in welchem Zeitpunkte man es gesehen hat, wenn von seinem Werthe oder von seiner Mittelmäßigkeit die Rede ist. Die gegenwärtig hier befindlichen Künstler verdienen nicht, wie man mich versichert hat, unter die ersten Sänger Italiens gezehlt zu werden, sie sind aber denen, die ich in Turin gehört habe, bei weitem vorzuziehen, so wie

mir auch das Aeussere des Theaters und seine Organisation weit besser gefallen haben. Allein nichts desto weniger muß ich gestehn, daß ich von der Prachtliebe der Genueser etwas Größeres in dem Stücke erwartet hätte. Wenn es aber nicht geschehn ist, so kann die Ursache davon nur in dem Mangel an Gefühl für das Schöne in der Kunst liegen. Sie lieben das Theater, wie alle übrigen Italiäner, und wüßten nicht, womit sie die Nächte zubringen sollten, nachdem die Männer den Tag hindurch Geschäfte gemacht und die Weiber auf ihrem Sopha die eintretende Kühle abgewartet, wenn sie, aus Mangel an jeder andern Unterhaltung, nicht in die Komödie gehen könnten. Aber eben diese unentbehrliche Nothwendigkeit der Schauspiele macht, daß es ihnen weniger um ihre Vollkommenheit zu thun ist, wenn sie nur durch Musik, Gesang und Tanz die halbe Nacht hindurch vereinigt werden, so liegt ihnen wenig daran, ob sie

gut oder schlecht sind. Nicht um der Vorstellung willen geht man in die Komödie, sondern aus Gewohnheit, der Gesellschaft wegen und um gesehen zu werden.

Und dazu ist die innere Einrichtung des Theaters ausserordentlich bequem; jede Loge ist wie ein Kabinet verschlossen und geräumig genug, daß Platz für wenigstens sechs Stühle und ein Tischchen in derselben ist. Unter der vorigen Regierung hatten nur die Nobili das Recht, in den ersten und zweiten Rang zu gehen, kein Bürgerlicher durfte es wagen, eine von diesen Logen zu betreten. Jetzt mietet sie, wer Geld und Lust dazu hat, und da das französische Militair die erste Rolle spielt, so sah ich noch jedesmal alle Logen von ihnen angefüllt. Auch zur Seite der schönen Genueserinnen wurde ich Federbüsche und galonirte Hüthe gewahr, sie nahmen den ersten Platz ein und tief im Hintergrunde der Loge

mußte der arme, vernachlässigte Servente oder Amant seine Eifersucht verkochen. Ihrer Gegenwart schreibe ich es zu, wenn die Schauspielergesellschaft diesmal besser ist, als sie sonst in Genua anzutreffen ist, und auch die schnellere Abwechslung der Stücke mag sie wohl zum Grunde haben. In den wenigen Tagen, die ich hier bin, sind schon zwei verschiedene Vorstellungen gegeben worden und seit gestern spielt man die Molinara von Paisiello und das Ballet Diana und Endymion.

Die erstere habe ich vor vielen Jahren schon in Deutschland gesehen, aber welch ein Unterschied zwischen der Vorstellung in Berlin und in Genua, welch ein Abstand zwischen der sanften, harmonischen italiänischen Sprache und der harten, so wenig musikalischen deutschen Mundart. Die erste Sängerin, eine kleine dicke Figur und nichts weniger als hübsch, wurde außerordentlich beklatscht, als sie auftrat und kaum hatte sie ihre erste Arie:

La Rachelina, Molinarina, angefangen, als ich in den Beifall des Publikums aus voller Seele mit einstimme. Die komischen Rollen wurden meisterhaft gespielt, aber so übertrieben, so niedrig, daß man Italiäner oder schon daran gewöhnt seyn muß, um sie nicht unausstehlich und ganz widersinnig zu finden. — Das souveraine Volk betrug sich wehrend dem ersten Akte ziemlich ruhig und schien seine Aufmerksamkeit der schönen Musik und dem noch lieblichern Gesange zu schenken. Allein kaum war der Vorhang herunter gelassen worden, als mitten im Parterre jemand zu rufen anfieng: *E viva la repubblica!* Sogleich wurde von allen Seiten dieser Ruf wiederholt und mit *E viva la liberta! Viva l' egualianza! Morte ai aristocratici! Morte ai tiranni* *)! verstärkt,

*) Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Gleichheit! Tod den Aristokraten! Tod den Tyrannen!

Als dieses für einen Fremden höchst unangenehme und unanständige Geschrei, bei welchem man sich allezeit gegen die Logen der Patrizier wandte, aufgehört hatte, wurden patriotische Lieder zu singen angefangen, in welche das ganze Parterre miteinstimmte. Nur diejenigen Logen, in welchen sich bei Genueserinnen französische Offiziere befanden, glaubten stillschweigen zu dürfen und durften es auch aus dieser Ursache wirklich. Indessen liefs es der Pöbel an Anspielungen nicht fehlen und wenn er nicht so viel Respekt vor der französischen Uniform gehabt hätte, die schönen Aristokratinnen würden sich diese Ausnahme gewifs nicht ungeahndet erlaubt haben. — Dies ist einer der Hauptvorthelle, welche der genuesische Pöbel durch die Revolution errungen hat. —

Der Titel des Ballets erklärt die Intrigue schon zur Genüge. Ich kann mich also um so

eher der Entwicklung derselben überheben, da Ihnen gewiss auch die Oper, der Baum der Diana, bekannt seyn wird, die dem Ballet wahrscheinlich zur Grundlage gedient hat. Es wurde besser gespielt und getanzt, als ich erwartet hatte, besonders wufste die erste Tänzerin, eine Französin aus Lion, jene unnachahmliche Grazie, die ihrer Nation so eigen ist, in ihr Spiel zu legen, dafs ich einige Augenblicke auf einmal wieder nach Frankreich zurück versetzt zu seyn wähnte. Um so weniger aber erhielten auch hier die so sehr beliebten Grotesken und der Gang des Ballets meinen Beifall. — Sie werden mir eingestehn, dafs der Baum der Diana eine der indezente-
sten Opern ist, die wir haben und die wohl auf der italiänischen Bühne ihr Glück machen konnte, aber von der Deutschen, so wie es bei der Französischen der Fall ist, verbannt seyn sollte. Und noch liefs ich die Oper, wenn sie vor keinen Franzosen, die jede Zwei-

deutigkeit und alles Unschickliche in einem Stücke so meisterhaft herauszuheben wissen, gespielt wird, hingeln; allein das Ballet, wo die Pantomime es überhaupt so schwer macht, die Grenzen der Decenz nicht zu überschreiten, sollte auch nicht einmal in Italien aufgeführt werden. Sie werden sich erinnern, daß nach einem langen Kampfe, Diana endlich unterliegt und sich mit Endymion auf einige Augenblicke hinter die Koulissen entfernt. Auch dem züchtigsten und keuschesten Zuschauer muß es schwer werden, sich dabei nichts mehr, als eine bloße Entfernung zu denken, er wird gezwungen werden, die Augen niederzuschlagen und zu erröthen. Allein was soll er alsdann machen, wenn die Tänzer bei ihrer Wiedererscheinung auf dem Theater, so wie ich es hier jedesmal bemerkt habe, von dem Parterre entsetzlich beklatscht werden. Dadurch wird auch noch der durchsichtige Schleier zerrissen,

welchen der Dichter über eine zu presumi-
rende Handlung gedeckt hat, die das Ganze
von der Aufnahme bei jedem Theater aus-
schließen sollte.

Achtzehnter Brief.

Genua den 24. Mai.

Sie wünschen umständlich zu wissen, was die Genueser voriges Jahr bewogen hat, ihre ehemalige Regierung abzuschaffen und eine Verfassung einzuführen, die ihrem Interesse, so wie ihrer Bildung keinesweges angemessen ist. — Dies ist eine Aufgabe, Freund, die ich Ihnen um so weniger befriedigend aufzulösen im Stande bin, da ich überzeugt bin, daß selbst die Chefs der Statt gefundenen Revolution es nicht fähig seyn würden. Zwar könnte ich Ihnen sehr umständlich erzählen, wie es dabei hergegangen ist, aber damit

würde Ihnen nicht gedient seyn. Auch die verschiedenen Beweggründe, wodurch man das Volk zur Theilnahme gereizt hat, würden Sie nur unvollständig befriedigen und in Allem würden Sie Mühe haben, jenes Streben nach einem bessern und vollkommenern politischen Seyn zu erkennen, das, nach Ihrer Meinung, bei jeder unser heutigen Veränderungen der Staats-Verhältnisse eines Volks zum Grunde liegen müsse.

Wenn ich Ihnen aber aufrichtig sagen soll, was ich, nach allem das ich darüber gehört und gelesen habe, davon halte, so muß ich gestehn, daß ich das Interesse Frankreichs und den Ehrgeiz einiger Genueser als die einzigen Ursachen und Triebfedern der vorgegangenen Revolution ansehe. So lange Genua seine ehemalige Regierung beibehielt, mußte Frankreich sich nicht nur aller Einmischung in seine innern Angelegenheiten enthalten,

sondern auch, dem Scheine nach, seine Neutralität respektiren. Aber ein solches Benehmen forderte mehr Delikatesse, als das Direktorium besitzt und mehr Schonung, als in dem französischen Charakter liegt. Als Bonaparte noch nicht Meister von Italien war, durfte er jedoch keinen entgegengesetzten Schritt thun, denn dieser konnte sehr leicht von den nachtheiligsten Folgen für ihn werden, im Fall es ihm unmöglich geworden wäre, seine Eroberungen zu behaupten. Das Piemont und Genua mußten besonders sehr schonend behandelt werden, denn beide waren im Stande, ihm die Kommunikation mit Frankreich wenn nicht abzuschneiden, doch sehr zu erschweren. Und dieses hatte er von der Anhänglichkeit des genuesischen Volkes gegen ihre ehemalige Regierung und von seinem Hasse gegen Frankreich gewifs zu befürchten. Ueberdies so konnte ihm dieser Staat gar nicht entgehn und er mußte fallen,

sobald der dazu vortheilhafteste Zeitpunkt gekommen seyn würde.

Dieser fiel in die Epoche, als der Friede von Campo Formio unterhandelt wurde und die Allianz mit dem Könige von Sardinien abgeschlossen worden war. Jetzt hatte die französische Armee nicht nur nichts mehr von einer Insurrektion im Genuesischen zu befürchten, sondern ihr Anführer mußte auch darauf bedacht seyn, in militairischer und politischer Rücksicht alle Vorthelle aus diesem Staate zu ziehen, den der Ruf seiner Reichthümer und seine Lage ihm versprachen. Aber um diese zu erhalten, war es nothwendig, eine Regierung bei Seite zu schaffen, die verschlagen war, auf ihre Neutralität sich bei jeder Gelegenheit berief, allem fremden Einflusse soviel als möglich auswich, sich nichts von ihren Rechten vergab und noch weniger zur Veräusserung auch des geringsten Theils der

Republik sich verstanden hätte. Und dennoch war man nach ihren Schätzen lüstern, man bedurfte des Hafens von Genua weil man keinen in diesen Gewässern, hat und dem Könige von Sardinien hatte man die jenseits der Bocchetta gelegenen Theile der Republik als Schadloshaltung zugesichert.

So dachte die Regierung von Frankreich lange vorher schon, ehe Reveillere Lepeaux sein System wegen der Revolutionirung von ganz Italien aufzustellen gewagt hatte. Nun werden Sie wissen, daß bei dem Feuer, das heut zu Tage in allen Ländern unter der Asche glimmt, es nur eines geringen Windstosses bedarf, um es sogleich in helle Flammen auflodern zu machen. In diesem Falle befinden sich besonders alle diejenigen Staaten, in welchen die Regierungen entweder zu schwach, oder zu fürchtsam oder zu unbeholfen sind, und durch halbe Maafsregeln die Sachen eher

schlimm als gut machen. Genua gehörte unter ihre Anzahl; der Senat, in welchem die Pallavicini herrschten, gab Blößen, diese benutzten seine Feinde die Sera, das Volk theilte sich in Partheien und wenn die eine rief: *Viva Maria!* schrie die andere aus vollem Halse: *Viva la libertà!* Nun aber müssen Kohlenträger und die niedrigste Hefe des Volks jedesmal siegen, wenn man ihnen von Freiheit vorredet, denn dabei giebt es etwas reelles durch Plünderungen zu gewinnen, da hingegen Maria ihre Anhänger nur mit Segen und Ablässen befriedigen kann. Die Revolution gelang, das Volk hatte sie gemacht, es hatte seine ursprünglichen Rechte, seine ihm angebohrne Würde wieder erobert. Dies und noch weit mehr, als ich Ihnen hier sagen kann, beweisen unzählige französische und italienische Brochüren, die darüber erschienen sind. Die Regierung von Frankreich hatte eben so wenig Antheil daran, wie Faypoult,

poult, der sie dazumal in Genua als Bothschafter representirte.

Obgleich die oben angeführten Ursachen schon mehr als hinreichend sind, um in jedem andern Staate, als in dem Genuesischen, eine Revolution zu erzeugen, so leugne ich doch gar nicht, daß nicht auch das Benehmen der ehemaligen Regierung und der Geist unsers Zeitalters zu ihrem Gelingen beigetragen haben sollten. Selbst der größte Anhänger an dem Alten wird mir eingestehen müssen, daß die Verfassung von Genua so unvollkommen und fehlerhaft geworden war, daß man doch über kurz oder lang eine den Umständen angemessene Veränderung damit hätte vornehmen müssen. Sie werden mir vielleicht einwenden, daß sie so wie alle Oligarchien das Volk glücklich machte und ihm Ruhe und Unterhalt gewährte. Aber damit ist man heute nicht mehr zufrieden, man will nicht nur zu leben haben,

sondern auch der Ehrgeiz soll befriediget werden und nichts lassen wir mehr, als jene Ruhe, die zwar duldsam macht, aber der Entwicklung aller unser Fähigkeiten das größte Hinderniß in den Weg legt. Nun gab es in Genua verschiedene Familien, die durch ihre Industrie reich geworden waren, andere, in welchen sich einige Mitglieder Kenntnisse erworben hatten, vermöge welchen sie auf alle Staatsbedienungen Ansprüche machen durften. Allein sie waren nicht von Adel oder doch keine Patrizier und mußten als solche in Dunkelheit leben und sich vor Menschen bücken und demüthigen, die nicht würdig waren, ihnen die Schuhriemen aufzulösen.

So etwas thut weh, Sie mögen dagegen einwenden, was sie wollen, und es schmerzt doppelt, wenn man zusehen muß, wie das allgemeine Beste dem Privatinteresse einiger Mächtigen und einem Grundsätze aufgeopfert

wird, der schon zu sehr veraltet ist, als daß er noch auf unsere Zeiten passend seyn könnte. Trift es sich nun noch, wie es hier bei Genua der Fall war, daß in einem benachbarten Staate durch die Aufstellung neuer Grundsätze dem Ehrgeize ein um so ausgedehnter Spielraum angewiesen wird, je mehr sie der Eitelkeit der Masse des Volks schmeicheln, ohne von ihr begriffen zu werden, so mußte dieser Umstand und der Reiz, den Neuerungen allezeit für den Menschen haben, den Genuesern ihren Dogen, ihren Senat und ihre Maria notwendig überdrüssig machen. Auch konnte man sich lange vor der Revolution kein größeres Glück denken, als freie und gleiche Bürger zu heißen, auf allen Plätzen der Stadt Freiheitsbäume pflanzen, eine Nationalkokarde tragen und *Viva la liberta!* rufen zu dürfen. Dies haben sie nun alles errungen, ja sie haben noch mehr erhalten; man hat ihnen eine Kon-

stitution mit einem Direktorium und zwei gesetzgebenden Räthen gegeben.

Ich habe Ihnen schon bei einer andern Gelegenheit die würdigen Representanten dieser Nation geschildert; sie sind so ausgefallen, wie sie bei der allgemeinen Unwissenheit, die in Ligurien herrscht, und der Entfernung von Geschäften derjenigen Familien, die ehemals in Aemtern gestanden hatten, nothwendig ausfallen mußten. So gering ihre Anzahl ist, so hat man doch nicht verhindern können, daß nicht Fanatismus, Habsucht, Ehrgeiz und Eitelkeit alle ihre Schritte leiteten. Davon hat besonders vor kurzem der Rath der Alten einen seltenen Beweis gegeben. So sehr man auch von dem ersten Augenblicke der Revolution an bemüht gewesen war, der Philosophie einen erhabenen Thron in Genua zu errichten, so hatte man es doch nicht gewagt den päpstlichen Stuhl von aller Einmischung in die geist-

lichen Angelegenheiten zu entfernen. Seine Bullen hatten in Ligurien nichts von ihrer Zündkraft verlohren und er vergab nach der Revolution, so wie vor derselben, alle geistliche Würden und Aemter, zu welchen die Frömmigkeit der Genueser ihm ein Recht gegeben hatte. Endlich aber wurde das Direktorium, wahrscheinlich von Frankreich, darauf aufmerksam gemacht und es wurde dem Rathe der Jüngern unter die Hand gegeben, den päpstlichen Einfluß in Ligurien, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch sehr zu beschränken. Dies geschah am 20. Merz durch ein förmliches Dekret, in welchem dem Direktorium anbefohlen wurde, die Ausübung der päpstlichen Bullen und Breven in Ansehung der Vergebung der geistlichen Würden und Benefizien zu suspendiren. Ob gleich, während den darüber Statt gefundenen Berathschlungen, die ganze Masse der Geistlichkeit war in Bewegung gesetzt worden, so gieng es doch

mit einer ansehnlichen Stimmenmehrheit durch und wurde dem Rathe der Alten zur Genehmigung zugeschickt. Dieser übergab den Vorschlag einem Ausschusse zur Untersuchung, der in seinem Berichte auf die Verwerfung desselben antrug. Jetzt glaubte sich der französische Großbothschafter darein mischen zu müssen. Sottin übergab am 6. Mai dem Direktorium eine Note, in welcher er erklärte, daß wenn der Rath der Alten den Antrag seines Ausschusses annähme, er sich gezwungen sehen würde, es dem französischen Direktorium zu melden, welches, ohne sich in die innern Angelegenheiten der ligurischen Republik mischen zu wollen, dennoch nie zugeben könne, daß an den Grenzen Frankreichs ein gesetzgebender Körper Dekrete abfasse, die selbst der Pabst zur Zeit, da die französische Revolution noch nicht entschieden war, öffentlich bekannt zu machen angestanden haben würde.

Aus dieser Probe werden Sie auch zugleich den Ton kennen lernen, in welchem die französischen Bevollmächtigten mit der ligurischen freien und unabhängigen Regierung sprechen. Das Direktorium ist von Frankreich ernannt und daher ihm blindlings ergeben. Es besteht meistens aus Advokaten, die überhaupt in der ganzen Republik alle Stellen an sich gerissen haben, ohne ihnen gewachsen zu seyn. Aber dafür sind sie auch desto verhafter bei dem Volke und zwar, weil ihre Ungeschicklichkeit kein Geheimniß ist und weil sie das Gehässige von allen Maafsregeln tragen müssen, zu welchen sie von Frankreich gezwungen werden. Dahin gehören besonders die häufigen Requisitionen an Geld, Lebensmitteln und Vorräthen für die Marine, an welchen in dem Arsenal zu Genua Ueberfluß ist. Das Direktorium befindet sich oft in der größten Verlegenheit, um das Geforderte herbei zu schaffen und darf doch nicht Nein sagen.

Aller und jeder Handel liegt entweder ganz darnieder oder ist doch so unbedeutend, daß er ihm wenig Hülfquellen anbietet; ein Theil der Republik ist, von den Geistlichen aufgehetzt und, um sich den neuen Abgaben zu entziehen, in beständiger Insurrektion, und da die Regierung nicht Truppen genug halten kann und keine französischen in der Nähe sind, um die Aufrührer zu zerstreuen, so treiben sie in der Riviera besonders allen möglichen Unfug, rauben, morden und plündern und wagen sogar Streifzüge bis vor die Mauern der Stadt. Aber darauf wird von Frankreich nicht Rücksicht genommen und man hat sich genöthigt gesehen, nun auch zu dem in den jüdischen Sinagogen befindlichen Silber zu greifen und es durch ein Dekret vom 9. Mai zur Disposition des Direktoriums zu übergeben.

Da das Interesse die empfindlichste Seite der Genueser ist, so werden Sie sich leicht

denken können, daß die öffentliche Meinung sich heftig dagegen erklärt haben wird. Und dies ist auch wirklich der Fall, obgleich ausser demselben, auch noch die jeder Parthei eigenthümliche Beweggründe sie gegen Frankreich gerichtet haben. Die ehemaligen Adlichen können ihm den Umsturz ihrer Verfassung nicht verzeihen und liegen darum und weil sie an der Regierung keinen Antheil erhalten haben, im beständigen Streite mit der Revolution. Zwar dürfen sie es nicht wagen, ihre Gesinnungen laut darüber zu äussern, allein dafür wirken sie desto mehr im Geheim und da sie im Besitz von sehr ansehnlichen Reichthümern sind, so fehlt es ihnen auch nicht an Anhängern. Die neuen Patrizier oder Magistratspersonen der Republik sind nicht weniger erklärte Feinde von Frankreich. Da es ihnen einmal gelungen ist, sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen, so möchten sie gern auch von allem äussern Ein-

flusse frei, die Republik nach ihrem Gutdünken organisiren. Aber dieses stimmt mit Frankreichs Politik nicht zusammen und so müssen sie bloß geduldige Werkzeuge einer Macht abgeben, die sie und ihre Hülfquellen zu höhern Absichten verwendet, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr Interesse dabei gewinnt oder verliert.

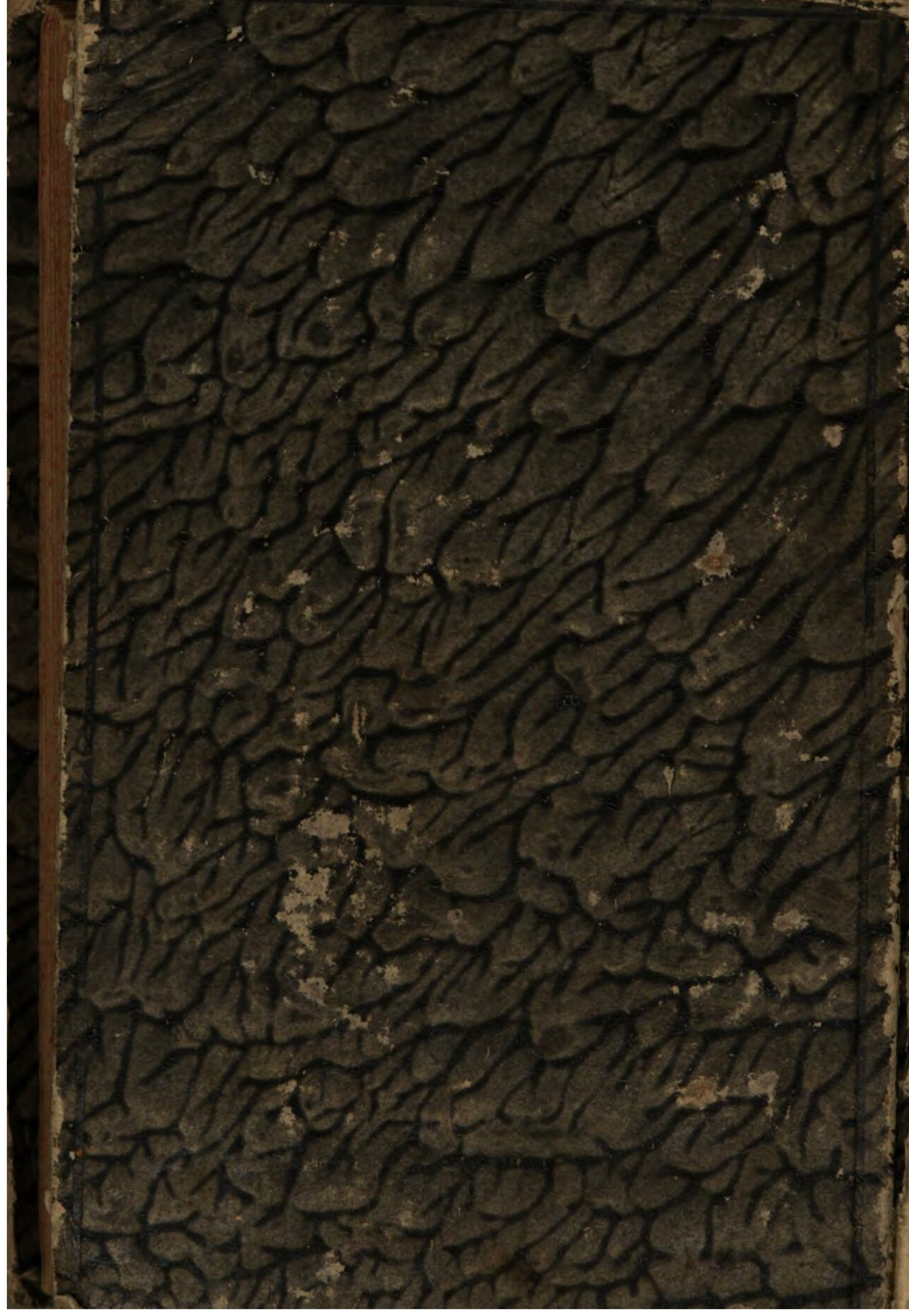
Die Klasse der Kaufleute und aller derjenigen, die sich von den öffentlichen Geschäften entfernt halten, fühlen nur die Folgen des gänzlichen Ruins der Handlung und wünschen mit jedermann in Ruhe und Frieden zu leben. Es giebt Männer unter ihnen, die die gegenwärtige Lage von Genua aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten und der Meinung sind, daß Frankreich die Absicht habe, sich die Stadt und den Hafen zuzueignen und die jenseits der Bocchetta gelegenen Besitzungen,

dem Könige von Sardinien als Schadloshaltung abzutreten. Ich glaube, sie haben so ganz unrecht nicht, denn wenn das Direktorium sich in Italien und in dem mittelländischen Meere behaupten will, so kann es Genua in politischer und militairischer Rücksicht gar nicht entbehren.

Der Pöbel ist so, wie allenthalben, ein unbeholfener Klumpen, der ers. Leben und Bewegung erhalten muß, wenn man mit ihm irgend ein Projekt durchsetzen will. Diejenigen, welche vor der Revolution am heftigsten *Viva Maria!* geschrieen haben, rufen nun eben so stark *Viva la repubblica!* Er ist durchaus Null in Genua, so lange man seine Fäuste nicht braucht, dünkt sich aber doch sehr viel, weil er zu einem Durazzo, einem Direktor, Cittadino! sagen darf, Fanatisch, faul und im höchsten Grade unwis-

send darf keine Parthei auf ihn zählen.
 Diejenige welche ihm am meisten zu verdienen giebt, oder ihn im Fall der Noth am besten bezahlen würde, kann jederzeit seiner Unterstützung gewiß seyn.

Ende des ersten Bandes.



Wojda, Karol Fryderyk,

Briefe über Italien geschrieben in den Jahren 1798 und 1799

Bd.: 1

Leipzig (1802)

Ital. 514 kn-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10080080-0